

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. April 1877.

Die katholische Kirche auf Neu-Seeland.

(Fortsetzung.)

6. Die Ankunft der katholischen Missionäre und die Begründung der Mission.[1]

Wie wir am Schlusse des vorigen Abschnittes erwähnten, verließ Msgr. Pompallier mit vier Priestern und drei Laienbrüdern der Maristencongregation sein Vaterland, um die Mission in West-Oceanien zu eröffnen. Die Zahl der abreisenden Missionäre stand allerdings in keinem Verhältnisse zu der ihnen gestellten Aufgabe; sie reichten kaum aus, um auch nur die kleinste der vielen Inselgruppen, welche das neue Vikariat bildeten[2], zu bekehren. Allein die muthigen Glaubensboten ließen sich durch solche Erwägungen nicht abschrecken, und Msgr. Pompallier beschloß sogar, das große Werk auf möglichst vielen Punkten zu gleicher Zeit zu beginnen. Er selbst wollte seinen Sitz auf jener Insel nehmen, welche sowohl durch ihre Größe als durch den beginnenden regen Verkehr mit Europa, Australien und Amerika sich am besten zum Mittelpunkt der Mission eignete, nämlich auf Neu-Seeland; seine vier Gefährten dagegen gedachte er auf die anderen Inselgruppen möglichst zu vertheilen, und diesem Entschluß blieb er auch dann treu, als ihm der Tod einen seiner Priester raubte, bevor derselbe noch das Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Vor vierzig Jahren war der Verkehr zwischen Europa und Neu-Seeland noch ein unsicherer und die Reise dorthin war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Msgr. Pompallier mußte zunächst mit seinen Gefährten um die Südspitze Amerika's herum nach Chili segeln, um in Valparaiso auf eine Gelegenheit zur Weiterfahrt zu warten. Bald fanden sie eine solche nach Tahiti, wo kurz vorher von der Congregation der heiligsten Herzen die Mission von Ost-Oceanien eröffnet worden war. Hier hatte der neue apostolische Vikar von Neu-Seeland das Glück, die erste Seele aus dem seiner Hirtensorgfalt anvertrauten Gebiete für den Himmel zu gewinnen, indem er ein nach Tahiti verkauftes Maorikind taufte. Westwärts wurde dann die Reise fortgesetzt, und gleich auf der ersten Insel West-Oceaniens, welche das Schiff berührte, auf Wallis[1], ließ Msgr. Pompallier einen seiner Missionäre, P. Bataillon, den jetzigen apostolischen Vikar von Central-Oceanien, mit einem Laienbruder zurück, um sofort die Mission zu eröffnen; ebenso setzte er P. Chanel mit einem zweiten Laienbruder auf Futuna aus, während er selbst mit P. Servant und

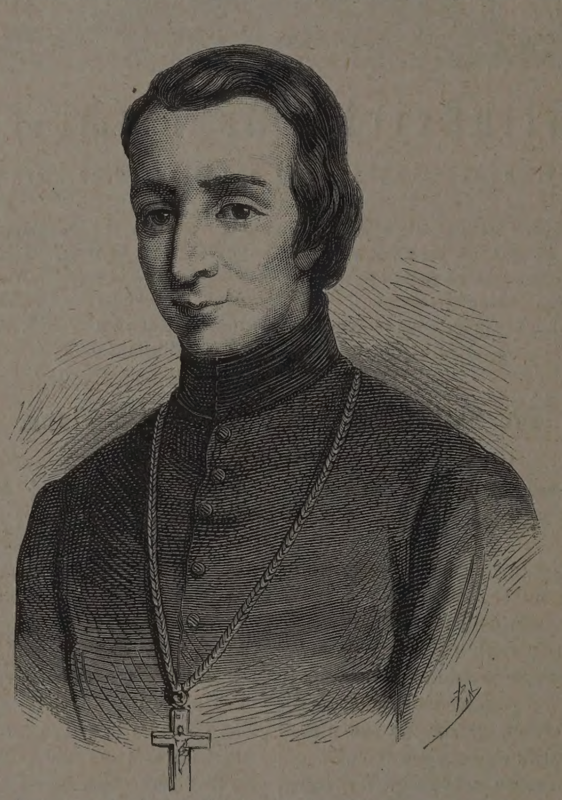
[1] Vgl. Die Völker der Südsee von Eduard Michelis, S. 439 ff., und die treffliche Geschichte der katholischen Missionen von Dr. H. Hahn. IV. S. 42 ff., sowie die Briefe Msgr. Pompallier's und der übrigen Missionäre in den Annales de la propagation de la foi Bd. X u. folg.

[2] Durch einen Druckfehler wurden im vorigen Aufsatz die Grenzen des apostolischen Vikariates West-Oceanien irrig angegeben. Anstatt „von 140°—170° westl. Länge von Greenwich“ muß es heißen „von 140° östl. bis 170° westl. Länge von Greenwich“.

[1] Wallis oder Uëa ist die nördlichste Insel der Tonga-Gruppe (Freundschaftsinseln).

dem dritten Laienbruder nach Neu-Seeland weitersegelte. Wir haben hier zwar nur von der Begründung der Kirche auf Neu-Seeland zu reden und werden bei einer andern Gelegenheit auf die Thätigkeit der Maristen für die anderen Inselgruppen ausführlich eingehen; allein wir glauben doch hier schon einige Worte über P. Chanel einschalten zu dürfen, da derselbe nach kaum dreijähriger Arbeit auf Futuna den Martertod starb und durch sein Blut den Boden des ganzen neuen Vikariates befruchtete.

Futuna oder Hoorn gehört ebenfalls zu den Freundschaftsinseln und liegt etwa 40 deutsche Meilen südwestlich von Uëa; „es ist," wie P. Chanel in einem seiner Briefe bemerkt, „sehr fruchtbar und erhebt sich wie ein herrliches Blumenbouquet mitten in der weiten Wasserwüste vor dem erstaunten Auge des Reisenden." Obgleich die Bewohner Futuna's als die grausamsten Menschenfresser bekannt waren, die sich sogar nicht scheuten, ihre nächsten Verwandten zu ermorden, um sich an deren Fleisch zu ergötzen, wurde P. Chanel dennoch Anfangs sehr freundlich aufgenommen; der König der einen der beiden Parteien, in welche die Bevölkerung sich spaltete, bewies ihm sogar sehr große Freundschaft. Allein trotzdem hatten die Bekehrungsversuche keinen großen Erfolg; die Eingeborenen hörten zwar gern dem Missionäre zu, wenn er ihnen die christlichen Heilswahrheiten erklärte, versprachen auch, sich taufen zu lassen, allein nach zweijähriger Thätigkeit hatte P. Chanel erst fünf Erwachsene in die Kirche aufnehmen können. Er verzagte aber nicht; seine Hoffnung wuchs sogar, als um diese Zeit jene Partei, deren Häuptling ihm gewogen war, die ganze Insel unterwarf und ihm dadurch Gelegenheit verschaffte, seine Thätigkeit auf alle Eingeborenen der Insel auszudehnen. Noch froher gestalteten sich seine Aussichten, als der Sohn seines Beschützers den Glauben annahm. Allein der böse Feind war nicht gewillt, so leichten Kaufes die so lange behauptete Herrschaft aufzugeben. Der König gerieth in heftigen Zorn über die Bekehrung seines Sohnes, und da alle Versuche, den Neophyten zum Abfall zu bewegen, vergebens waren, wurde der Tod des Missionärs beschlossen. Am 28. Mai 1841 kam ein Eingeborener zum P. Chanel und bat ihn, eine eben erhaltene Wunde zu verbinden. Während der Missionär sich anschickte, dieses Liebeswerk auszuüben, erhielt er von dem vorgeblich Verwundeten einen heftigen Schlag auf den Kopf; zugleich stürzte eine Anzahl anderer Eingeborenen in die Hütte und schlugen mit Keulen und Stöcken so lange auf den Diener Gottes, bis er seinen letzten Seufzer aushauchte. Als P. Chanel den Todesstreich erhielt, zählte die katholische Kirche auf Futuna kaum ein Dutzend Mitglieder, jedoch auch hier bewährte sich das Martyrerblut als fruchtbaren Samen; schon das folgende Jahr sah die Bekehrung eines großen Theiles der Eingeborenen, nachdem der alte Häuptling bald nach dem Tode des Missionärs gestorben war und sein Sohn die Herrschaft angetreten hatte. Gegenwärtig ist die ganze Bevölkerung katholisch. In Folge der blutigen Kriege und der Menschenfresserei betrug die Zahl der Einwohner bei der Ankunft der Missionäre im November 1838 kaum gegen 1200; nach der Bekehrung hat sich die Zahl rasch vermehrt; im Jahre 1867 wohnten 2500 Katholiken auf Futuna.



Der ehrw. P. Petrus Chanel, aus der Congreg. der Maristen.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu Msgr. Pompallier und seinen beiden Gefährten zurück, um sie auf ihrer Weiterreise zu begleiten. Von Futuna segelten sie nach Sidney; dort gründete Msgr. Pompallier ein Procurahaus, welches die Verbindung zwischen Europa und den auf den Inseln des weiten Vikariates zerstreuten Missionären vermitteln sollte[1]. Im Januar 1838 endlich landete er mit P. Servant und einem Laienbruder an der Westküste Neu-Seelands, beim Ausfluß des Hokianga, ungefähr 25 deutsche Meilen nördlich von jenem Orte, wo sich nach wenigen Jahren Auckland, die erste Hauptstadt Neu-Seelands, erheben und Msgr. Pompallier als erster Titularbischof den Hirtenstab führen sollte.

Am Hokianga befand sich damals eine kleine europäische Niederlassung; mit großem Jubel wurden die Missionäre von den 40—50 englischen und irischen Katholiken empfangen, die sich unter den Ansiedlern befanden; einer bot ihnen sein bestes Haus an, in welchem rasch ein Zimmer zu einer provisorischen Kapelle umgestaltet wurde, so daß Msgr. Pompallier bereits wenige Tage nach seiner Ankunft auf den Inseln Neu-Seelands das erste unblutige Opfer des Neuen Bundes darbringen konnte. Von weither kamen auch die irischen Katholiken, um wieder einmal die heiligen Sacramente zu empfangen. Selbstverständlich waren die protestantischen Sendboten, welche Neu-Seeland gleichsam als ihr Eigenthum betrachteten, über die Ankunft des Bischofs und seiner Begleiter nicht besonders erfreut; durch die Verleumdung, die Katholiken seien Götzendiener, suchten sie nicht nur die Wirksamkeit der Ankömmlinge unter den Eingeborenen unmöglich zu machen, sondern auch diese letzteren gegen dieselben aufzureizen. Das gelang auch Anfangs; kaum 14 Tage nach ihrer Ankunft stürmte bereits eine Schaar Maori, angeführt

[1] Eine Abbildung der Kirche dieses Procurahauses gaben wir in dieser Zeitschrift. 1874. S. 52.

von einigen Häuptlingen, gegen die Wohnung der Missionäre, um sie zu zerstören. Durch die Dazwischenkunft einiger katholischer Ansiedler ließen sich jedoch die Anstürmenden bewegen, vorher mit dem Bischof in eine Unterhandlung einzutreten, die damit endete, daß die Maoris die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen als schmähliche Verleumdungen erkannten und von ihrem Vorhaben abstanden; ja nach wenigen Wochen, in denen sie das Verhalten der katholischen Missionäre im Gegensatz zu dem ihrer bisherigen Sendboten einer genauen Beobachtung unterwarfen, ging sogar ihre anfängliche Abneigung in Achtung und Liebe über. Nicht wenig kam es dem Bischof dabei zu Statten, daß die protestantischen Ansiedler ihm freundlich entgegen kamen; von der englischen Regierung in Sidney war er den englischen Kolonisten dringend empfohlen worden, und diese Empfehlung hatte eine um so größere Wirkung, als die Kolonisten mit den Predigern in stetem Hader lagen. Ein protestantischer Engländer schenkte der katholischen Mission am Hokianga ein Grundstück von 10 Morgen für die Errichtung einer Kapelle und eines Missionshauses; die umwohnenden Katholiken brachten für den Bau 1500 Franken zusammen, und bald war ein regelmäßiger Gottesdienst eingerichtet. Der Bilderschmuck der kleinen Kapelle stand in einem grellen Gegensatz zu den leeren und kalten protestantischen Bethäusern, die feierlichen Ceremonien und schönen katholischen Lieder machten einen ganz anderen Eindruck, als die eintönige protestantische Predigt; kein Wunder also, daß die Eingeborenen von Nah und Fern zu dem neuen Gotteshause herbeiströmten und mit Eifer sich an dem katholischen Gottesdienste betheiligten. Mehrere, welche bereits auf ihren Reisen in Sidney die katholische Religion kennen gelernt hatten, ließen sich taufen. Das war der Anfang der katholischen Kirche auf Neu-Seeland.

Kaum waren am Hokianga die ersten Einrichtungen getroffen, als der Bischof beschloß, sogleich eine zweite Station zu gründen. Zu Kororarika an der Inselbai hatten sich neben den Engländern auch französische Ansiedler niedergelassen; an diese hatte der Prälat Empfehlungsschreiben des französischen Marineministers, welche bewirkten, daß er mit großer Auszeichnung empfangen wurde; ein gerade dort liegendes französisches Kriegsschiff salutirte sogar den Ankommenden mit neun Kanonenschüssen. So waren die protestantischen Sendboten, obgleich sie sich als Herren des Landes betrachteten, noch nie geehrt worden. Diese Aufnahme trug denn auch nicht wenig dazu bei, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche die Protestanten unter den Eingeborenen zu verbreiten sich bemühten, und ermöglichten zugleich die Eröffnung der zweiten Station im Mai 1838. Allein damit waren die Mittel des apostolischen Vikars erschöpft; sein Begleiter, P. Servant, hatte mehr als hinreichende Arbeit am Hokianga, er selbst an der Inselbai; bevor er daher zu neuen Unternehmungen übergehen konnte, mußte Hilfe aus Europa abgewartet werden.

Während die beiden Missionäre auf neue Mitarbeiter warteten, erlernten sie die Landessprache mit solchem Eifer und solchem Erfolg, daß sie bald mit dem Unterricht und der Predigt beginnen konnten. Die Eingeborenen brachten ihnen das größte Zutrauen entgegen, wie sie es nie den protestantischen Sendlingen bewiesen hatten; sie nannten sie nur die w a h r e n Missionäre. Wie groß ihr Einfluß schon nach kurzer Zeit war, zeigt folgender Zug, den P. Servant in einem Briefe vom October 1839 erzählt: „Ein Stamm hielt eine Berathung ab, um einen Krieg zu beginnen; alle Anwesenden waren schon in der größten Aufregung und der Oberhäuptling steigerte dieselbe noch durch seine blutgierigen Reden; man war nahe daran, den ganzen feindlichen Stamm dem Untergang zu weihen. Da kam einer der tüchtigsten Krieger zu mir und sagte mir in's Ohr: ‚Wahrer Missionär, wir sind böse; sprich, sprich für den Frieden.‘ Ich erhob mich in der That, um zu reden, und meine Worte hatten eine vollständige Aussöhnung zum Erfolge.“[1] Den ganzen Tag waren die Missionäre durch Besuche von Eingeborenen in Anspruch genommen, die theils ihre Gewissensangelegenheiten vorlegen, theils tiefer in die Religionsgeheimnisse eindringen wollten. So ließ unter Anderem ein Jüngling des Wirinikastammes dem Missionär sagen: „Ich zeige dir an, daß ich traurig bin wegen meiner Schlechtigkeit. Täglich bitte ich Gott um Verzeihung meiner Sünden. Ich muß nach Papakanan [so hieß der Wohnort P. Servant's] kommen, um dich zu sehen und zu Rathe zu ziehen.“ Was könnte den Eifer der Neubekehrten besser kennzeichnen, als folgende Worte, die ein junger Häuptling an P. Servant richtete: „Wenn mein Leib hungrig ist, nachdem er anderthalb Tage gefastet hat, so fühlt meine Seele doch noch mehr den Hunger nach Unterricht. Laß mich die Beweise der katholischen Religion noch besser erkennen, damit ich nicht stumm bleiben muß, wenn man mich nach den Gründen meines Glaubens fragt.“ Um jene Zeit verbreitete sich das Gerücht, die protestantischen Prediger wollten die beiden Missionäre vertreiben; da sammelte sich eine große Anzahl Eingeborener vor der Wohnung Msgr. Pompallier's und harrte vor derselben mehrere Tage aus, um ihn im Nothfall zu beschützen. „Epicopo,“ sagte zu ihm ein hervorragender Häuptling, „du hast dein Vaterland und deine Familie verlassen, um uns das Licht zu bringen; bleibe, bleibe; wir sind hier, um dich zu vertheidigen, und wir werden Alle bis zum letzten Mann umkommen, bevor man an dich die Hand legt.“[2]

Es war zwar nur ein falsches Gerücht gewesen, welches die Eingeborenen dieses Mal in Unruhe versetzt hatte; allein trotzdem war die Stellung der Missionäre noch keineswegs eine gesicherte; denn noch lag so ziemlich alle Gewalt in den Händen der protestantischen Sendboten und diese ließen kein Mittel unversucht, um die katholischen Glaubensboten entweder zu verdrängen oder durch Verleumdungen aller Art bei den Eingeborenen unmöglich zu machen. Sie gingen sogar so weit, Schweine mit dem Namen „Pompallier“ zu benennen, um die Insulaner mit Abscheu vor der katholischen Religion zu erfüllen. Allein auch dieß Mittel hatte keinen andern Erfolg, als daß es den Erfindern selbst den größten Schaden zufügte, und glücklicher Weise trat um die nämliche Zeit jene Veränderung ein, welche wir am Schlusse des vorigen Abschnittes angedeutet haben. Im Sommer 1839 kam ein Vertrag zu Stande, welcher Neu-Seeland zur englischen Kolonie machte, und mit der Proclamirung der Königin von England als Beherrscherin Neu-Seelands im Mai 1840 fand die politische Macht der protestantischen Prediger ihr Ende.

Bevor jedoch diese für die katholische Mission so günstige politische Änderung eingetreten war, hatte Msgr. Pompallier die ersehnte Verstärkung aus Europa erhalten; im Juni 1839 landeten drei Maristenpatres mit ebenso viel Laienbrüdern in Kororarika, denen im December des nämlichen Jahres und im

[1] Annales de la propagation XIII. S. 37.
[2] P. Servant in dem oben citirten Brief.

Juni 1840 noch mehrere folgten. Nun mußte er an die Gründung neuer Stationen denken; denn die Stämme, welche dringend und wiederholt um die Sendung eines Missionärs in ihre Mitte gebeten hatten, begannen ungeduldig zu werden. P. Servant blieb auf seinem Posten am Hokianga und erhielt in P. Baty einen tüchtigen Gehilfen. „Der ganze Stamm Wirinika, etwa 300 Seelen stark, wurde von P. Servant getauft; als der Pater zum zweiten Besuche wiederkam, hatten die Insulaner selbst eine Kapelle gebaut, die bald durch eine größere Kirche ersetzt wurde. Der Stamm von Moto-tabu, etwa 120 Seelen stark, ward vorzugsweise durch einen Häuptling, der in der Taufe den Namen Franz erhalten hatte, bekehrt. Dieser entwickelte eine merkwürdige Gabe zu unterrichten und wurde einer der glücklichsten Missionäre."[1] Es war ein ergreifendes Schauspiel, wenn jeden Samstag die weitumherwohnenden Völkerschaften stammweise nach St. Marie am Hokianga zogen, um dort dem Gottesdienst am Sonntag beizuwohnen und Meer und Land von ihren Gesängen wiedertönen zu lassen. Msgr. Pompallier selbst hatte zu Kororarika seinen Sitz genommen, weil von hier aus die Verbindung mit Sidney und Europa sowohl, als mit den übrigen Inseln seines Vikariates leichter unterhalten werden konnte. In religiöser Hinsicht war die Lage hier keine so günstige, als am Hokianga; denn gerade in der Inselbai hatten die ersten Ansiedler den schlimmsten Einfluß ausgeübt und die Protestanten die größte Thätigkeit entfaltet; doch auch hier faßte der katholische Glaube rasch feste Wurzel.



Auckland.

Von Kororarika aus suchte nun der Bischof in das Innere der Nordinsel einzudringen; begleitet von mehreren Neubekehrten trat er zunächst eine Forschungsreise an, um einen passenden Ort für eine neue Station ausfindig zu machen. Über diese Reise berichtet er selbst in einem Briefe: „Die ausgezeichnetsten Häuptlinge boten sich an, ihn auf seiner weiten Wanderung zu begleiten; der eine nahm den Tragaltar, der andere den Kasten mit dem Kirchenschmuck oder die Lebensmittel für 15—20 Reisegefährten. Es war schwer, nicht zu lachen, wenn man den Bischof so im Urwald erblickte, umringt von einer Schaar ehemaliger Kannibalen, die tätowirt, schlecht bekleidet, aber stets mit einer Keule oder irgend einer europäischen Waffe versehen waren. Man hätte sie für eine Räuberbande halten mögen und doch waren es ganz harmlose Schafe, die sich zu dem ihnen vom Heiland gegebenen Hirten herandrängten. Alle möglichen Dienste erwiesen sie ihm mit der höchsten Achtung; sie bereiteten ihm die Speisen und wollten aus Ehrfurcht, daß er stets allein esse; wenn ein Bach oder ein Sumpf zu durchwaten war, stritten sie fast, wer ihn auf seine Schultern nehmen dürfe. Doch der größte Häuptling nahm stets diese Ehre für sich in Anspruch, und so wie in Allem, so wurde ihm auch in diesem Stücke Gehorsam geleistet; brach die Nacht an, so wurde eine Hütte aus Baumzweigen für den Bischof errichtet und nach einer kurzen Ruhe mußte dieser seinen Begleitern noch eine

[1] Eduard Michelis, Die Völker der Südsee, S. 453.

Unterweisung über die katholische Lehre geben. Darauf folgte das gemeinschaftliche Abendgebet und ein geistliches Lied, das aus feurigem Herzen mit starker Stimme gesungen in der Einsamkeit der Wälder das Echo weckte, und zum Schlusse ließ der Bischof Alle feierlich das Kreuzzeichen machen. Mit diesen Übungen war das eigentliche Tageswerk beschlossen, aber nicht selten geschah es, daß jetzt noch Einige zum Prälaten kamen, um ihm einen Zweifel oder eine Frage vorzulegen, und dann zog sich das Gespräch hin bis tief in die Nacht hinein. Kam man zu einem neuen Stamme, so waren die Eingeborenen die feurigsten Missionäre, so daß sich der Ruf der katholischen Kirche bis in die fernsten Wälder und Gebirge des Innern verbreitete."

Kaum von seiner langen Reise zurückgekehrt, benützte Msgr. Pompallier die gewonnenen Kenntnisse zur Gründung von neuen Stationen. Am 4. Januar 1840 wurden die eben angekommenen Patres Epall und Petit-Jean nach Wangaroa, einem nördlich von Kororarika gelegenen Hafen, entsendet, zur Eröffnung der dritten Station. Obgleich auch Wangaroa einer der Hauptsitze des Protestantismus war, wurden die beiden Missionäre dort gut aufgenommen; der Oberhäuptling wünschte sogar, der Bischof möge seinen Sitz dorthin verlegen, und bot sein eigenes Schiff an, ihn abzuholen; die katholische Lehre aber fand solchen Anklang, daß sogleich in Manganui eine Nebenstation mit einer Kapelle eröffnet werden mußte, zu deren Erbauung P. Petit-Jean unter den protestantischen Kolonisten eine Subscription eröffnete, welche am ersten Tage schon 93 Pfd. St. (1860 M.) ergab[1]. Im Juni 1840 wurde P. Petit mit einem Bruder gegen den Südwesten entsendet, um in der Nähe der Westküste am Kaipara zu Aka-Aka eine Station zu gründen. Es war eine schwierige und harte Reise quer durch die Nordinsel mitten durch die fast undurchdringlichen Wälder, über die steilen Gebirge und die breiten reißenden Ströme. Aber je größer die Strapazen, um so schöner auch die Früchte, welche von hier aus geerntet wurden, da der Glaube sich von Aka-Aka tief nach dem Süden der Insel bis an die Ufer des Waikato verbreitete.

Unterdessen hatte Msgr. Pompallier eine neue Reise nach dem Süden der Nordinsel gemacht. Er berichtet über dieselbe in einem Briefe vom 14. Mai 1840[2]: „So eben kehre ich von einer zweimonatlichen Reise zurück, die ich der Ostküste entlang gemacht habe, um neue Stämme zu besuchen, deren Häuptlinge mich schon lange um einen Besuch gebeten hatten. Der Erfolg dieser langen Reise ist, daß sich etwa 40 Stämme dem katholischen Glauben zuwenden. Darunter verstehe ich, daß sie unsere Kirche als die alte vom Erlöser gegründete Mutterkirche anerkennen, daß sie meistens auch sie als die allein wahre ansehen, außer deren Schooß man Gott nicht zum Vater haben kann, daß sie endlich wissen, der Papst sei der Nachfolger des hl. Petrus und die Bischöfe die Nachfolger der übrigen Apostel, eingesetzt, um im Namen Jesu Christi und in Übereinstimmung mit dem Papst die Kirche zu regieren, bis der Herr selbst kommt, alle Völker zu richten. Sich dem katholischen Glauben zuwenden heißt nach hiesigem Sprachgebrauch ferner, sich zum Glauben an die Einheit Gottes und die Dreiheit der göttlichen Personen bekennen, zum Glauben an die Schöpfung, den Sündenfall und die Erlösung, an die Jungfräulichkeit und göttliche Mutterschaft Mariens; sich dem katholischen Glauben zuwenden heißt diesen Glauben bekennen durch tägliches Gebet des Vater unser, Ave Maria und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, durch das Singen einiger Lieder auf Gott, auf die göttlichen Vollkommenheiten und Wohlthaten, und durch die Beobachtung des Sonntags; sich dem katholischen Glauben zuwenden heißt endlich wissen, daß man Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst lieben müsse. Allein diese Zuwendung zum katholischen Glauben schließt noch nicht den Empfang der Taufe ein, sondern nur den Wunsch nach derselben und die Vorbereitung auf dieselbe. Es mögen ungefähr 15,000 Eingeborene sein, welche sich auf dieser meiner letzten Reise auf diese Weise dem Glauben zugewendet haben." Leider konnte Msgr. Pompallier nur wenige Tage bei jedem Stamme verweilen, so daß es um so weniger möglich war, die vollen Früchte einzuernten, als die protestantischen Sendboten es nicht versäumten, nach Möglichkeit den ausgestreuten guten Samen zu vernichten. Von den wenigen Mitarbeitern jedoch, die ihm noch zur Verfügung standen, ließ der Bischof den P. Viard zu Tauranga, etwa 50 Meilen südlich von Kororarika, zur Eröffnung einer fünften Station zurück. Fünf Stämme wurden von ihm gleich Anfangs beinahe ganz für die Kirche gewonnen; nach sechsmonatlichem Aufenthalte hatte er nicht nur schon alle Kinder, sondern auch eine große Anzahl von den Erwachsenen dieser Stämme getauft. Diese Mission wurde aber besonders dadurch von Wichtigkeit, daß sie sich nach Westen hin in das Innere der Insel so weit ausdehnte, daß am Waikato hinab eine Verbindung mit der Station am Kaipara hergestellt werden konnte. Ungefähr in der Mitte zwischen Tauranga und Kaipara, doch etwas mehr nach der westlichen Abdachung der Insel hin, liegt der große und prachtvolle See von Rotorua, unter dessen zahlreichen Anwohnern die protestan-



Am Waikato.

[1] Annales de la propagation XIV. S. 209.

[2] Annales de la propagation XIII. S. 46.

tischen Sendboten ohne sonderlichen Erfolg gearbeitet hatten. P. Viard drang bis dorthin vor und unterrichtete und taufte eine große Anzahl; die Häuptlinge aber gaben sich nicht zufrieden, bis eine eigene Mission am See gegründet wurde. Diese kam im Frühjahr 1842 zu Stande und erhielt den Namen Station von Makatu oder vom See Rotorua; sehr bald hatte sie das Ansehen einer geordneten Pfarrei, und die Bekehrungen dehnten sich von hier nach allen Richtungen hin weit aus.

Neue Verstärkungen, die aus Europa anlangten, ermöglichten es auch dem Bischof, seine Eroberungen fortzusetzen. Die im Jahre 1838 gegründete neuseeländische Compagnie hatte, wie wir früher bemerkten (oben S. 34), ihr Hauptaugenmerk auf den Süden gerichtet und durch die Anlegung von Wellington an der Cooksstraße und von Nelson auf der Südinsel den Schwerpunkt der Ansiedlungen dorthin verlegt. Viele Katholiken fanden sich in den dortigen Niederlassungen; natürlich mußte auch für sie gesorgt werden. So segelte denn Msgr. Pompallier der Ostküste entlang bis zur Halbinsel Banks, auf welcher zu Akaroa eine kleine französische Kolonie von etwa 60 Seelen bestand. Diesen ließ er den P. Tipe als Seelsorger zurück, der aber zugleich den Eingeborenen die frohe Botschaft verkündigen sollte. Doch wurde P. Tipe bereits im Herbste 1841 durch die PP. Comte und Regnier ersetzt, welche von Akaroa aus über 50 Stunden weit in's Innere vordrangen, in Gegenden, welche noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Die Wilden waren überall freundlich und liehen der Predigt geneigtes Gehör; neben Akaroa mußten zwei Stationen im Innern gegründet werden, welche bloß Eingeborene als Mitglieder zählten.

„Die Verbreitung der katholischen Religion in Neu-Seeland," sagt Eduard Michelis mit Recht, „gehört zu den merkwürdigsten Begebenheiten der neuern Kirchengeschichte. Erst eigentlich mit der Besetzung der Inseln durch die Engländer im Jahre 1839 beginnend, war sie im Jahre 1842, also im vierten Jahre, bereits so weit gediehen, daß das entschiedene Übergewicht auf ihrer Seite war. Die protestantischen Missionsgesellschaften verdoppelten während dieser Zeit ihre Anstrengungen; sie vermehrten ihr Personal und streuten eine außerordentliche Menge von Bibeln und Flugschriften aus; jedoch vermochten sie nur dort etwas auszurichten, wo weit und breit kein katholischer Priester seinen Aufenthalt hatte. Hätte der Bischof statt 20 Priester deren 200 zur Verfügung gehabt, so würde den Protestanten nur ein geringer Anhang geblieben sein."[1]

(Fortsetzung folgt.)

Senegambien.

(Fortsetzung.)

III. Cultur.

Die Linie, durch welche die Weißen und die Schwarzen in Westafrika von einander geschieden sind, läuft durch die nördlichsten Punkte, welche der Senegal und der Niger (dieser in der Nähe von Timbuktu) erreichen; aber zwischen diesen beiden Punkten neigt sie sich, wie der Lauf beider Ströme, gleichfalls nach Süden hin bis zum 15° n. Br. Diese ideale Grenzlinie mag in früheren Zeiten wohl mehr Thatsächliches gehabt haben als heute, wo Einwanderungen, Mischungen, Kriege u. s. w. eine große Verschiedenheit unter den Farben und Typen der Bevölkerung, südwärts wie nordwärts, hervorgerufen haben.

Von den drei angeführten Hauptstämmen Senegambiens sind die Woloffen die schwärzesten und zugleich die schönsten Neger, wollen aber selbst durchaus nicht für solche gehalten werden. Und in der That fehlen ihnen manche charakteristische Züge des Negertypus. Namentlich sind die Gesichtszüge der Männer vollkommen regelmäßig und Muster männlicher Schönheit, das Haar ist nicht wollig, sondern in kleine, cylindrische Locken gedreht. Die Gestalt ist hoch und symmetrisch gebaut, einzelne Männer erreichen die Höhe von beinahe zwei Meter.

Der Woloff hat einen sanften, geselligen, heiteren Charakter, ist dabei aber habsüchtig, diebisch und träge, und steht an Kriegstüchtigkeit den übrigen Stämmen Senegambiens nach. Dennoch gibt oft der leichteste Anlaß den Grund zu einem Kriegszug, besonders wenn der Feind weniger zahlreich ist. Dann ziehen sie mit Reiterei und Fußvolk ohne jegliche militärische Ordnung unter einziger Leitung des Giriots oder Minstrels, der die Reichstrommel rührt, in buntem Gemenge zum Kampfe. In der ersten Schlachtlinie stehen immer die Feigsten, die Sklaven und andere verachtete Leute, hinter diesen kommen die Freien oder edle Kriegsgefangene, deren Amt darin besteht, mit Peitschenhieben ihre Vordermänner in den Kampf zu treiben. Wenn es gilt, ein Dorf anzugreifen, so werfen sich die ersten Reihen auf die befestigte Einfriedigung (Tatas), um mit Äxten und Holzkeilen die Mauern zu brechen. Haben sie dann mit oft bedeutendem Menschenverlust eine Bresche zu Stande gebracht, so beginnen die eigentlichen Krieger mit frischen Kräften die Erstürmung. Da die Feuerwaffen noch höchst selten sind, bedienen sie sich der Sagaie (einer langen Wurfpike), des Palasches und eines maurischen Messers von 40 cm. Länge; besonders gefürchtet sind aber ihre vergifteten Pfeile. Im Ganzen suchen jene Völker im Kriege so wenig Menschen als möglich zu tödten, denn ein Kriegsgefangener kann entweder als Sklave verkauft oder gegen hohen Preis wieder ausgelöst werden, ein Leichnam aber ist werthlos. Auf Erbeutung von Sklaven sind besonders die Könige der Woloffen, deren es eine gute Anzahl gibt, im Frieden wie im Kriege erpicht. Ihre eigenen Unterthanen sind in dieser Hinsicht ebensowenig sicher als die Feinde. Ein Ungehorsam gegen den Willen des Despoten zieht den Verlust der Freiheit nach sich, und zur Blüthezeit des Sklavenhandels war diese Strafart eine der ergiebigsten Erwerbsquellen für die Dancels (Könige), und ein treffliches Tauschmittel, um von den Weißen das Sangara (Branntwein) in möglichst reichem Maße zu erwerben. Das hindert den Woloffen jedoch keineswegs, sich der Freiheit und des Lebens so lange zu freuen, als sie ihm gestattet sind. Statt sich mühsam abzuquälen und dem Boden eine sichere Nahrung abzuringen, läßt er Gottes liebe Pflanzen und Früchte wachsen, bis sie zum Gebrauche reif sind; gedeihen sie reichlich, dann ist

[1] E. Michelis, Die Völker der Südsee, S. 465.

Jubel im Lande, Tanz und Musik haben kein Ende und der schwarze Barde ist ein willkommener Gast in den Dörfern und auf dem Bentang (Versammlungsplatz). Mißräth aber die gehoffte Ernte, so ist die Noth nicht klein; der Hausstand des Woloffen ist nicht bedeutend, und selbst wenn die Reichsten all' ihre Habe verkauften, so würden sie kaum 50 Mark dafür einlösen. Um also den Hunger zu stillen, wird Alles versucht, besonders die Diebsfertigkeit geübt, und wenn nichts mehr hilft, so schrickt der Woloff auch nicht davor zurück, seine Eltern, Frau und Kinder und zuletzt sich selbst um ein Stück Kuskus zu verkaufen.

Seit längerer Zeit haben sich die Woloffen unter die Schutzherrschaft der Franzosen begeben. Der jetzige Hauptkönig wohnt in Gorée, und von ihm sind die einzelnen Könige im Innern des Landes ganz lose abhängig, während sie ihren Unterthanen gegenüber als wahre Despoten dastehen. Die eigentlichen Woloffen haben meistentheils den Muhammedanismus angenommen, und so ist denn auch bei ihnen die königliche Würde nach dem Koran in der Weise erblich, daß vor dem Sohne der Bruder des verstorbenen Herrschers zur Krone gelangt. Die Krönung des neuen Königs ist mit besonderen Gebräuchen verbunden, die nicht ohne Interesse für die Kunde des Landes sind. Nachdem der alte Brak gestorben, versammeln sich die Häuptlinge, um den Erben der Krone zu prüfen. Sie haben festzustellen, ob derselbe wirklich von königlichem Stamme, im nächsten Gliede verwandt, ob er frei von körperlichen Gebrechen und nicht zu jung sei, ob er ein Pferd besteigen, einen Bogen oder ein Gewehr führen könne u. s. w. Ist er als des Thrones würdig anerkannt, so wird der Tag seiner Krönung bestimmt und alles Volk zur Feier an einen Bach beschieden. Dort muß der junge König, durch vielerlei Ceremonien aufgehalten, sich sozusagen mit den einzelnen Klassen und Ständen seines künftigen Volkes in Verbindung setzen. Schließlich gelangt er zu der verachteten Kaste der Fischer, in deren Mitte er in das Wasser des Baches tritt und dort so lange verweilt, bis er einen Fisch gefangen hat. Nun sind seine Prüfungen beendet; mit dem Fisch in der Hand tritt er an das Ufer, und dann naht das Volk zur Huldigung. Alle legen ihre Sandalen ab, beugen das Knie vor ihm und berühren unter einer tiefen Verneigung ihre Stirne mit der Hand. Die Feier beschließen ein frohes Mahl und lustige Tänze.

Der Brak und seine Familie ist einzig zur Essenszeit unsichtbar; da wird Niemand vorgelassen. Das Gefolge eines Königs besteht gewöhnlich aus 20 Kriegern, die wie er und seine Familie auf Kosten jenes Dorfes ernährt werden, in dem er eben Hof hält.* Der königliche Hausmaier ist auch zugleich Staatsminister (Bukanek). Unter dem Brak stehen die Dorfhäuptlinge und die Marabuts, welche den intelligenten und gesitteten Theil der Bevölkerung ausmachen.

Die Serere unterscheiden sich bloß dadurch von den Woloffen, daß sie den angestammten Fetischismus bisher noch nicht gegen den Koran umgetauscht und darum auch die Erblichkeit des Königthums nicht angenommen haben, sondern durch drei oder vier der einflußreichsten Männer den jedesmaligen Herrscher wählen lassen. Entspricht nach einiger Zeit die erkorene Persönlichkeit ihren Wünschen nicht mehr, so wird sie als abgesetzt erklärt und eine unversiegbare Quelle der traurigsten Kriege ist auf diese Weise eröffnet.

Wie schon angedeutet wurde, sind die Woloffen von Natur heiter und redselig. Sie lieben es besonders, die Traditionen ihres Landes, die Geschichte ihrer Väter zu erzählen, über die Heldenthaten der Ahnen endlose Geschichten oder Lieder zu machen, und entwickeln eine unläugbare Gewandtheit in Erfindung und Ausschmückung der Fabeln.

Die Kunst der Musik und des Liedes wird von den Giriots (Griots) als eigentlicher Beruf geübt, aber was ganz eigenthümlich dabei bleibt und sozusagen mit der Anschauungsweise anderer Völker im Widerspruch steht, ist dieses, daß diese Giriots bei den Negern in tiefster Verachtung stehen. Man betrachtet sie als eine Art Narren und Hanswurste, die nur zum Spaß der übrigen Menschen da seien, besonders aber glaubt man auch, sie stehen mit dem bösen Geist im Bunde, der sie in ihrer Kunst unterweise und auch noch manche andere Zauberei lehre. Außer den Produktionen der Giriots gibt es jedoch eine mehr volksthümliche Sangweise. So erzählt Mungo Park, wie er eines Abends der Nachtwache, oder besser gesagt einer Spinnstube der Schwarzen beigewohnt habe. Nach dem Abendessen rief die Wirthin des Reisenden ihre Frauen zusammen, und sie begannen während eines großen Theiles der Nacht Baumwolle zu spinnen. Um die Langweile zu verscheuchen, stimmten sie Lieder an, von denen eines auf der Stelle entstanden sein mußte, da es den fremden Reisenden zum Gegenstand hatte. Eine der Frauen sang es, die übrigen fielen in Zwischenräumen als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, die Worte lauteten in buchstäblicher Übersetzung: „Die Winde heulten und der Regen rauschte nieder, der arme weiße Mann kam schwach und erschöpft und setzte sich unter unseren Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch brächte, er hat keine Frau, die ihm sein Mehl mahlte" u. s. w. Dieses Lied ging später in die englische Literatur über, und bietet in seiner gemüthvollen Naturwahrheit ein Seitenstück zu unzähligen unserer eigenen Volkslieder, die unter ähnlichen Umständen ihren Ursprung nahmen.

In den Versammlungen der Woloffen beim Mondenschein wechseln Erzählung, Gesang und geistreiches Spiel, das theils in Räthseln, mehr aber noch in gewissen Redekämpfen besteht. In dieser Beziehung erinnern die Woloffen an ihre Nachbarn, die Beduinen der Wüste, welche die Abendrast auf den Oasen oder im Zeltlager durch die Märchen aus Tausend und einer Nacht zu würzen suchen. Es ist daher aber auch nicht zu verwundern, daß bei einem sonst niedrig stehenden Volke, wie die Woloffen sind, die Sprache zu einer ungewöhnlichen Ausbildung gediehen ist.

Der Wörterschatz der Woloffen und Serere ist zwar verschieden, aber in ihrem ganzen Bau stimmen beide Sprachen durchaus überein und scheiden sich scharf von der Sprache des zweiten senegambischen Hauptstammes, der Malinke-Soninke-Familie.

Diese, auch kurzweg Mandingos genannt, sind die intelligentesten und fleißigsten Neger, und als Priester, Künstler und Handwerker weit durch alle Nachbarländer verbreitet. Daher ist auch ihre Sprache zur Verkehrssprache geworden.

Die Mandingos sind stark, wohlgebildet und fleißig. Ihre Sitten sind in manchen Stücken eigenthümlich. Sie verheirathen sich in frühem Alter. Sobald ein junger Mann eine Frau nehmen will, so geht er zu den Eltern der Braut und hinterlegt den Kaufpreis, der nicht über fünf Kälber hinausgeht. Dieser Preis verbleibt in den Händen der Eltern, damit die

Tochter, für den Fall des Ablebens ihres Mannes, sich dafür einen neuen Mann kaufen könne. Ist der Tag der Hochzeit da, so rufen die Brautleute den Schmied herbei, nicht um sie aneinander zu schmieden, sondern damit er ihnen vermittels eines scharfen Instrumentes die Zähne schärfe und spitze. Dann führt der Mann die junge Frau in seine oder vielmehr in ihre Hütte, denn wie jeder freie Mann mehrere Frauen hat, so hat jede davon ihre eigene Hütte, welche innerhalb eines Zaunes liegt, der das ganze Familiengehöft (Surk) umschließt. In der Behausung angekommen, erhält die Braut den Auftrag, sofort die gewöhnlichste Hausarbeit zu verrichten, und mit diesem symbolischen Zeichen ihrer künftigen Bestimmung ist die Trauung vollzogen. Es folgen nun die unvermeidlichen Gastereien und Tänze (Folgar), die oft bei dem schrillenden Tone der Rohrpfeife, dem dumpfen Wirbel des Tongtong (Trommel), den melancholischen Klängen der Balafo (Guitarre) bis spät in die Nacht hinein dauern.



Eiu Giriot oder schwarzer Minstrel mit seiner 15saitigen Mandingo-Guitarre.

Die Männer tragen einen Lendenschurz, der gewöhnlich mit gelben Knöpfen, Perlenschnüren und Stücken Korallen, Bernstein oder auch Kupfer besetzt ist. Arme und Beine beschweren sie sich mit Manillen, d. h. Ringen aus Kupfer, die von den einheimischen Schmieden angefertigt werden. Auf den Kopfputz verwenden sie besondere Sorgfalt; selbst der Ärmste trägt das Haar auf die eine oder die andere Art phantastisch aufgeputzt und hängt so viel Kupferstückchen daran, als er nur auftreiben kann. Die Sklaven müssen kurzes Haar tragen. Noch mehr Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre im Übrigen primitive Toilette. Nach der Menge von Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, und der Anzahl Manillen am Arme berechnet man ebenso sicher den Wohlstand des Mannes, als nach der Zahl seiner Sklaven. Dieser Schmuck der Ringe ist oft lästig und schmerzvoll, namentlich bei der Hauptbeschäftigung der Frauen, der Zubereitung des Reises, aber die Mode will diese Ringe ebenso, wie das Durchbohren des Nasenknorpels, um recht viel schillernde Perlen und Korallen hineinzuhängen.

Die Wohnungen der Mandingos sind 1½ Meter hohe, runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache aus Bambusrohr und Gras; im Innern derselben steht eine erhöhte Lagerstatt aus Rohr und eine Matte oder Thierhaut, ein paar niedrige Sitze und das Kochgeräth. Die Matten, welche in dem Leben der Neger eine so große Rolle spielen, dienen in Senegambien nicht selten auch als Münze. Eine andere Münze ist die Kaurimuschel (Cyprea moneta), die auch in südasiatischen Ländern Kurs hat, aber nirgends so hoch steht, als in Senegambien, wo schon 122 Stück den Werth eines Franken haben. Gewöhnlich sind die Kauris zu Hunderten an Schnüren gereiht, um das Zahlgeschäft zu verkürzen; mancherorts aber ist dieses nicht Mode, und die Tausende müssen einzeln abgezählt werden.

Nur ein Theil der Mandingos hat den Koran angenommen, die andern huldigen noch immer dem einheimischen Schlangendienst, und gerade sie haben bis nach Dahomey hinab den Schlangencult so zu sagen monopolisirt. Im Tempel von Massanale thront Adhula-Dhajanor, die oberste der Schlangen, und wehe, wer sie zu beleidigen oder eines der Speiseopfer zu stehlen wagte, das ihr vorgesetzt wurde; noch bevor er in seiner Hütte angelangt wäre, würde ihm der Kopf umgedreht sein. Bei Nachtzeit erscheint die Gottheit ihren Anbetern unter den verschiedensten Gestalten und hält ihnen ihre Vergehen vor oder verordnet zur Sühne derselben die schwersten Opfer. Dank der Verehrung, welche den Schlangen zu Theil wird, haben diese sich selbstverständlich äußerst zahlreich vermehrt und nahen sich den Hütten der Neger nicht anders, denn als gewöhnliche Hausthiere. Wenn aber eine ausnehmend große Schlange einzieht, so verläßt der Eingeborene seine Hütte und wartet draußen, bis die Gottheit sich zurückgezogen hat. Ferner spielen die Onakys, eine Art Vampyre, die sich in Menschengestalt zeigen sollen, eine bedeutende Rolle in dem Negerglauben. Diese Onakys ernähren sich vom Lebensprincip des Menschen und werden deßhalb mit der größten Sorgfalt gemieden; wenn aber Jemand in Verdacht steht, ein Onaky zu sein, so rastet das ganze Dorf nicht eher, bis es dem Unglücklichen ein schmerzvolles Ende bereitet. Der Glaube an die Seelenwanderung ist allgemein



Ein Fellatah-Scheich.

verbreitet. Die Neger sind überzeugt, daß sie nach ihrem Tod in einem andern Lande geboren werden. So glaubten denn auch einzelne Stämme, die Europäer auf ihren stolzen Schiffen seien ihre Vorfahren und kämen geraden Weges aus ihrer paradiesischen Heimath. Auf diesem Glauben beruht die große Ehrfurcht, welche sie ihren Todten erzeigen. Diese werden in ihren Hütten begraben, so daß nach einiger Zeit ein ganzes Dorf sich zur Todtenstadt gestaltet, in der kein Lebender mehr zu finden ist.

Ganz verschieden von den seither genannten Stämmen und in mehr als einer Hinsicht wichtig ist der dritte Hauptstamm Senegambiens, das mächtige und zahlreiche Volk der Peul. Sie haben eine rothe Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit schönere Gesichtsformen als die Neger, auch nicht so wolliges Haar und sind für die Civilisation am leichtesten zugänglich; sie bilden gleichsam den Übergang zwischen dem Araber und dem eigentlichen Neger.

Die Peul sind im Ackerbau nicht unerfahren, schmieden Silber und Eisen, arbeiten sehr zierlich in Holz und Leder und weben sehr dichte Zeuge. Ihre Wohnungen sind hübsch eingerichtet. Die sittliche Natur des Peul ist fein und geweckt, in ihr liegt viel von dem Edelsinne des freien Mauren und dem religiösen Enthusiasmus des Moslim. Die größte Beleidigung, welche man einem Peul anthun kann, ist, ohne Achtung von seiner Mutter zu reden.

Über die eigentliche Herkunft der Peul ist viel gestritten worden. Wahrscheinlich wanderten sie aus Oberägypten ein, setzten sich im 16. Jahrhundert in Futa-Toro am oberen Senegal fest, vermengten sich nach und nach mit den Mandingos und Woloffen und wurden als Mischvolk Toucouleurs genannt. Durch diese Mischung sollen die Peul einen mehr positiven, praktischeren Zuschnitt und mehr Subordinationsgeist erhalten haben. Auch gewann ihr Körper mehr Muskelstärke und es kam in das bisherige Hirtenvolk eine gewisse Anhänglichkeit an Boden und Ackerbau. So wurden nach und nach die Peul von Futo-Toro befähigt, große Reiche zu stiften. Als sie nun auch im vorigen Jahrhundert noch den Islam angenommen hatten, fuhr der Geist des religiösen und kriegerischen Fanatismus in die friedlichen Hirten, und sie wurden in Senegambien die eifrigsten und stärksten Vorkämpfer des Koran. Die bedeutendste Ausbreitung der Peul fällt in das Ende des letzten Jahrhunderts. Um jene Zeit hatte der Scheich der Fellatahs, Osman Dan Fodio, eine Vision. Das ganze schöne Land, so weit sein Auge über die saftigen Weiden Flachsudans streifte und noch weiter gegen Untergang, all' die zahlreichen Dörfer und reichen Städte in den Thälern, an den Wasserstraßen der goldführenden Ströme, Alles wollte Allah den Gläubigen des Propheten geben, Alles sollte den Fellatah zu eigen sein, wenn sie Dan Fodio folgen wollten gegen die Kafir, die Ungläubigen. Nach dieser Vision verließ Osman die Wälder von Tadela, trat vor die Ältesten seines Volkes und forderte sie zum heiligen Kampfe auf. Seine Begeisterung entflammte die Menge, die Zelte wurden abgebrochen, und die Fellatahs fielen plötzlich über die unvorbereiteten Nachbarn her, schlugen sie in die Flucht und verfolgten muthig ihren Siegeszug. Der Schrecken ging vor ihnen her, Verwüstung und Trümmer zeichneten ihren Weg. Zwischen dem Niger und dem Tschad-See erstand aus den Ruinen von Haussa und den umliegenden Reichen das große östliche Fulbe oder Peulreich. An der Stelle, wo Osman sein Gesicht geschaut, gründete er die Hauptstadt Sokoto.

Durch einen ähnlichen heiligen Kriegszug sollte dann auch in diesem Jahrhundert das westliche Fulbenreich im eigentlichen Senegambien gestiftet werden. Doch dieses führt uns wieder auf die allgemeine politische Geschichte des Landes zurück, von der wir noch einen kurzen Überblick geben wollen, um auch von dieser Seite das Wirken der Missionäre besser zu verstehen.

IV. Geschichte.

Die französischen Besitzungen am Senegal bilden heute nur mehr zwei Kreise (Arrondissements), St. Louis und Gorée-Dakar. Früher waren sie bedeutender und zählten sieben Kreise, nachher wurden es nur mehr drei, und schließlich blieben nur mehr die beiden ebengenannten übrig. Diese Thatsache läßt sofort auf politische Umwälzungen in jenen Gebieten schließen, und da diese mit dem Wohl und Weh der Mission im engsten Zusammenhang stehen, müssen wir wenigstens einen kurzen Überblick derselben vorausschicken.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts trieben die Portugiesen allein an dieser Küste Handel, und ihr Verkehr mit den Negern war so rege, daß mehrere Negersprachen bis auf den heutigen Tag portugiesische Worte bewahrt haben. Das Erbe Portugals fiel nach einem Jahrhundert riesiger, aber die Heimath erschöpfender Unternehmungen an die französische Krone. Diese gründete drei Niederlassungen an der Küste, St. Louis, Gorée und Rufisque am Cap Vert, aber in dem Zeitraum von 1626—1758 konnte von den acht nacheinander errichteten und gesunkenen Faktoreien keine einzige dauernden Einfluß auf die Bevölkerung oder einen regelmäßigen Handelsverkehr erringen. Auch als die Kolonie, nachdem sie seit 1758 verschiedene Male ihre Herren gewechselt hatte, im Jahre 1817 endgiltig an Frankreich zurückfiel, schien sie keine rechten Fortschritte machen zu wollen. Fünfzehn Gouverneure versuchten umsonst Leben und Sicherheit in die wenigen Ansiedlungen und in den Handel zu bringen. Die Europäer, höchstens hundert an der Zahl, saßen zusammengedrängt auf einer Sandinsel, ohne Ackerland, ohne Bäume und Rasengrund. Sie waren nicht die Eigenthümer des Bodens und wollten und konnten es nicht einmal werden. Ihr ganzes Sinnen ging nur darauf, unter Entbehrungen aller Art, durch einen immer spärlicheren Handel ein kleines Vermögen zu ersparen und dann baldmöglichst das unselige Land auf immer zu verlassen. Die Stationen im Innern des Landes, welche man mit den Waffen in der Hand den Mauren der Wüste oder einem fanatischen Fellatah-Häuptling gegenüber vertheidigen mußte, waren ebenfalls nichts weiter als Märkte an den Wasserstraßen, ehemalige Sklaven-Bazars, auf denen man jetzt Gummi, gegerbte Häute oder einige Gramm Flußgold einhandelte. Für jeden Fleck, auf dem die Europäer und selbst die Franzosen wohnten, mußte dem eingeborenen Häuptling eine Abgabe gezahlt werden, und selbst für den Boden, auf dem die Hauptstadt der Kolonie, St. Louis, stand, erhob der Häuptling eines nahegelegenen Dorfes einen jährlichen Tribut. Steinhäuser durften aber darum noch nicht auf dem gepachteten Boden aufgeführt werden, das hätte zu sehr einer endgiltigen Besitzergreifung gleichgesehen, als daß die Eingeborenen es zuließen. Wollte man aber nun Handel treiben, so ging es an ein neues Bezahlen. Noch bevor man wußte,

ob man auch Geschäfte machen werde, mußte man schon gleichsam eine Gewerbesteuer an den Häuptling der Gegend entrichten. Auf den Gummimärkten z. B. zahlte man für eine Schiffsladung Gummi 600 Franken, dann entrichtete man weiteren Zoll, um diese Waare ausführen zu dürfen, und wenn es unterwegs einem Häuptling einfiel, auch noch Durchgangszoll zu erheben, so mußte der Kaufmann sich auch dazu bequemen. War doch sogar die französische Regierung verpflichtet, an den Häuptling von Sor, einem Dorf von etwa einem Dutzend Strohhütten in der Schußweite der Kanonen St. Louis', einen jährlichen Tribut zu zahlen; ferner an die Häuptlinge von Walo, den König von Cayor, die maurischen Fürsten der Trarzas, Braknas 2c., sogar an die Sklaven verschiedener Häuptlinge [1]. Trotz dieser erzwungenen Geschenke und noch vieler anderer ward dann den senegambischen Handelsleuten keine einzige Demüthigung gespart. Die französische Flagge hinderte nicht, daß von den Mauren das erhandelte Gummi gestohlen oder ein gestrandetes Schiff als Fiskalgut des Königs von Cayor weggenommen wurde.

Die „Räuber der Wüste", die Mauren, waren seit einiger Zeit die Gebieter des Landes, und wenn sie sich so, wie erzählt wurde, gegen die Franzosen benahmen, so kann man sich leicht ihre Anmaßung den eingeborenen Stämmen gegenüber denken. Die Wolofs, Peuls, Sereres und Malinkos wurden denn auch wirklich wie ein gehetztes Wild, wie eine zur Schlachtbank geführte Heerde betrachtet. Seit dem Tage, als die Trarzas-Mauren das südliche (linke) Ufer des unteren Senegal erobert hatten, theilten sie das Land förmlich in Raublehen zur systematischen Ausbeutung. Der Druck und die Erpressungen waren so stark, daß in kurzer Zeit hundertundfünfzig bevölkerte Dörfer der Wolofs allein auf der Strecke zwischen dem See Cayor und dem Meere verschwanden. Um sich wenigstens einen Schein von Macht zu erhalten, begaben sich mehrere eingeborene Häuptlinge unter die Schutzherrschaft der Trarzas, nahmen den Islam an und wurden bald ebenso grausam und fanatisch als ihre maurischen Schirmherren. Und anstatt die armen Schwarzen zu vertheidigen, lieferten die Franzosen jenen Tyrannen und ihren Satelliten auch noch Pulver und Blei und andere europäische Waffen, liehen den Räuberbanden sogar ihre eigenen Fahrzeuge, wenn sie aus der Wüste zum Plündern über den Fluß oder mit ihrer Beute und den Kriegsgefangenen in die Schlupfwinkel der Gebirge wollten. Es galt das Alles gleichsam als Trinkgeld, welches die Kaufleute den Herren der Sahara schuldeten. Jeder suchte sich für seine Person auf die glimpflichste Weise aus den mißlichen Verhältnissen zu ziehen. Welche Stütze der Missionär unter solchen Umständen an seinen Landsleuten oder an seiner Regierung fand, ist leicht zu denken, und lieber wäre es ihm oft gewesen, wildfremd und allein unter den Wilden zu leben, als jeden Tag seine Lehre durch das Beispiel der Weißen Lügen gestraft zu sehen.

[1] Um sich einen Begriff dieser verdemüthigenden Stellung zu machen, lese man folgendes Aktenstück: „Im Namen Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde 2c., verpflichtet sich die Regierung, dem Brak von Walo zu zahlen: 10 Flaschen Branntwein 2c.; seinem Diener 2 Flaschen Branntwein, eine Stange Eisen; der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Mousselin, 4 Flaschen Branntwein, 10 Rollen Tabak, 500 Gramm Gewürznelken und außerdem zu ihrem Lebensbedarf ein Faß Branntwein." Vgl. hierüber die officiellen Actenstücke des Ministeriums der Kolonien in Paris, mitgetheilt im Auszug in Le Tour du Monde, 1861, S. 17 ff.

Diesem traurigen Zustande der Dinge wurde wenigstens für eine kurze Zeit ein Ende gemacht, als der aus dem letzten deutsch-französischen Kriege bekannte General Faidherbe im Jahre 1852 an den Senegal kam. Obgleich er anfangs nur die untergeordnete Stelle eines Vicedirectors des Geniewesens einnahm, war sein Einfluß doch von großer Bedeutung. Kaum hatte er durch eigene Anschauung die ganze Tiefe und den wahren Grund des Elends kennen gelernt, ging seine erste Sorge dahin, um jeden Preis dem Unfuge der Mauren ein Ende zu machen, sie vom linken Ufer des Stromes zu verdrängen und so den Eingeborenen einige Ruhe und Sicherheit, den französischen Kaufleuten und Ansiedlern die gebührende Achtung und Freiheit zu verschaffen. Er griff mit Entschiedenheit ein, rasch und kräftig führte er seine Streiche. Die Trarzas-Mauren, welche unter Anführung des berüchtigten Hadsch (Pilger) Omar ein großes Reich bis zum untern Senegal gegründet hatten, bezwang er im Jahre 1857 nach mehreren glänzenden Waffenthaten; im folgenden Jahre griff er die rebellischen Schwarzen von Ndiampur, 1859 jene von Gimu und Sine an, und durchzog siegreich das ganze Land vom Meere bis zu den Felu-Katarakten und dem Gambia — das hatte genutzt. Die oben erwähnten Abgaben an die Häuptlinge wurden abgeschafft; Walo und Dimar kamen unter die französische Kolonialverwaltung, die Oberherrlichkeit der Franzosen, welche an Stelle jener der Mauren trat, und sich tief in's Innere bis zu den Landschaften Futa Toro, Bondu, Kasson und Bambuk erstreckte, war vom günstigsten Einfluß, und die Bevölkerung einzelner Distrikte hatte sich bald um das Doppelte vermehrt! Überall hat Faidherbe französische Schulen für Knaben und Mädchen errichten lassen und sich auch anderweitig bemüht, die Civilisation zu verbreiten. Unter diesen Umständen konnten auch die Missionäre einen neuen Anlauf nehmen und kraft der erlangten Freiheiten dauernde Niederlassungen und Steinkirchen gründen. Auch ihres Lebens wurden nun die Patres sicher. Im Jahre 1858 waren in Joal zwei Missionäre von den Tiedos des Königs von Sin mißhandelt worden. Der Tiedo ist das gerade Gegentheil des Marabut; buchstäblich heißt es ein Gottloser, ein Mensch ohne Glauben und Gesetz. Diese Krieger sind der ärgsten Völlerei ergeben und fast immer berauscht. In Joal war eine Rotte von ihnen mit anderem Gesindel in die Kirche eingedrungen, hatte einen Missionär verwundet und in den scheußlichsten Orgien geschwelgt. Der Groß-Fitor (der Steuereinnehmer) des Königs von Sin war nach Joal gekommen, hatte das Missionshaus überfallen, dort Alles auf den Kopf gestellt, geplündert und die Missionäre verwundet. Diese und ähnliche Vergehen an französischen Unterthanen sollten nicht ungestraft bleiben. Faidherbe unternahm einen neuen Kriegszug und ordnete auch in diesen Gegenden alle Verhältnisse. Das Reich, welches sich die Franzosen auf diese Weise bis zum Jahre 1868 zusammenerobert haben, umfaßt 4540 deutsche Quadratmeilen mit 600—700,000 Einwohnern, worunter nur etwa 3000 Weiße waren. Der Besitz dieses Landes ist aber durchaus nicht dauerhaft. Nur ein so energischer Mann wie Faidherbe hätte ihn gegen die alljährlichen Versuche seitens der Mauren aufrecht halten können. Schon im Jahre 1869 hatte ein maurischer Eroberungsversuch unter Amadu-Sekhu statt, dann kam der deutsch-französische Krieg von 1870—71 mit seinen Rückwirkungen auf den außereuropäischen Einfluß Frankreichs. Die Marabuts erhoben wieder keck das Haupt, und es war nur

der Ausdruck ihrer allgemeinen Gesinnung, wenn Einer von ihnen sich erdreistete, auf der Straße von St. Maria von Gambia laut zu sagen: „Mit dem Christenthum ist es nun aus, Frankenland ist besiegt, ist todt, das Christenthum ist gestorben mit ihm."

Glücklicherweise war diese Zusammengehörigkeit Frankreichs und des Christenthums nicht richtig, aber etwas Wahres lag doch in dem Satze. Frankreich hätte nie so schnell den Einfluß nicht bloß in Senegambien, sondern auch in den übrigen Kolonien verloren, wenn es in glücklicheren Tagen die Einführung des Christenthums mehr begünstigt und den fanatisirenden Revolutionsgeist des Islamismus energischer unterdrückt hätte. Da aber die Marabuts ziemlich freie Hand behalten hatten, so war das Gift ihrer Lehre und der Haß gegen die weißen Giaurs immer tiefer in's Volk gedrungen, man duldete die französischen Eroberer, so lange ihre Kanonen drohten, und als eines Tages die am Senegal zurückgelassene Heeresmacht nicht mehr so bedeutend war, einem ganzen Lande zu trotzen, da erhoben überall die Mauren die Standarte des heiligen Krieges gegen die Eindringlinge. Ein ungünstiger Vertrag nach dem anderen mußte abgeschlossen werden mit den Dorfhäuptlingen und den Räubern der Wüste. Von der früheren großartigen Besitzung blieben der französischen Regierung im Jahre 1871 nur mehr der Senegal bis nach Medine (250 Meilen Flußlänge), die kleine Provinz Diander, mit den Städten Rufisque, Dakar und der Insel Gorée; die kleinen Posten von Joal und Portudal; endlich die Flüßchen Saloum, Cazamance, Rio-Nunnez, Rio-Pongo und Mellacorée. Alles Übrige fiel wieder in die Gewalt der Mauren oder einiger schwarzen Tyrannen.

Und so hat sich wieder einmal zu Ungunsten Frankreichs bestätigt, wie sehr verfehlt sein Kolonisationssystem ist. Auch Profangeschichtsschreiber sehen diese Wahrheit ein, und Herr Dournaux-Dupéré z. B. sagt ganz ausdrücklich[1]: „Die Schwarzen von Afrika schöpfen im Koran, wie er ihnen von den Marabuts erklärt und gelehrt wird, gegen uns eine stets wachsende, nie zu erdrückende Feindschaft. Umsonst haben wir sie gegen die Räuberbanden des rechten Ufers geschirmt, umsonst die Sklaverei abgeschafft, umsonst ihnen eine Sicherheit des Handels und Verkehrs gewährt, die ihnen Wohlhaben und Glück sichert, ihre Liebe haben wir dadurch nicht gewonnen. Man wache streng über den anwachsenden religiösen Fanatismus!" Die Herren Carrère und Roll führen in ihrem Werk „La Sénégambie" keine andere Sprache: „So lange der Islam sich einer officiellen Existenz erfreut, so lange der Marabut in Ehren steht, so lange die Moschee geöffnet bleibt, eben so lange auch wird das Christenthum keine Fortschritte machen. So lange die Regierung das Umsichgreifen des Islams nicht hindert, wird sie ebenfalls auf dieser Erde keinen moralischen Fortschritt erzielen. Die Gefahren, welche der Fanatismus für die Zukunft entwickelt, sollten die ständige Sorge aller jener sein, denen die Verwaltung der Kolonie übertragen ist."



Ein großer Marabut und seine Diener.

Die französische Herrschaft und die christliche Mission hat in Afrika am Islam einen gefährlicheren Feind als am Heidenthum. Man hat bemerkt, die Annahme des Islam bedeute für die fetischanbetenden, sittlich tiefgesunkenen Neger immerhin einen Fortschritt; sollte dieser Fortschritt aber auch wirklich bestehen, so ist es doch unläugbar, daß der Weg zur christlichen Gesittung und Cultur den muhammedanischen Negern weit schwerer ist als den heidnischen.

Das einfachste Mittel wäre, kurzweg alle Schulen der Marabuts, jene Brutstätten des religiösen und politischen Fanatismus,

[1] Bulletin de la société de Géographie, Nro. de Juillet 1871.

zu schließen, und sie durch ernst geleitete christliche Schulen zu ersetzen, statt des Marabut den Missionär zu begünstigen und jede weitere Propaganda des Islam gesetzlich und thatkräftig zu hintertreiben.

Aber nicht alle Mächtigen und Klugen dieser Erde wollen das Geheimniß der Kraft des Evangeliums verstehen, und trotz tausend mißglückter Versuche fangen sie immer wieder von vornen die undankbare Arbeit an, eine andere Cultur schaffen zu wollen als Jener gelehrt, der Herz und Nieren des Menschen kennt, der weiß, was der Welt zum Heile ist und ihr deßhalb die Wahrheit und das Leben in sich allein gegeben hat. Diesen predigten unter beständigen Opfern, schwach vor der Welt aber stark in Christus und seiner Liebe, die katholischen Missionäre, und ihren Mühen und Sorgen hat Senegambien mehr Civilisation und der französische Name mehr Liebe zu verdanken, als den Heeren Faidherbe's und den Goldstücken der Kaufleute.

(Fortsetzung folgt.)

Bombay und seine Umgegend.

(Mitgetheilt von P. Theodor Hauser S. J.)

Es ist zwar schon wiederholt in den „Katholischen Missionen" von Bombay die Rede gewesen, doch läßt sich noch Manches berichten, was für die Leser dieser Blätter von Interesse sein dürfte, besonders wenn wir uns nicht auf Bombay allein beschränken, sondern auch dessen Umgegend in Augenschein nehmen. Für Denjenigen, welcher etwas mit der Missionsgeschichte Indiens bekannt ist, gibt es von Bombay aus kaum einen interessanteren Ausflug, als nach Tanna und Bazain; denn nirgendwo drängen sich auf einem verhältnißmäßig so kleinen Flächenraume so viele Denkmäler früherer und zum Theil auch neuerer Missionsthätigkeit zusammen. Ich lade deßhalb die Leser freundlich ein, uns auf diesem Ausflug zu begleiten. Zwei Wege stehen uns zu Gebote, die sogenannte „Große Peninsula"- und die „Bombay-Baroda"-Bahn. Wählen wir die erstere zur Hinreise und die letztere zur Rückreise, so machen wir eine Rundfahrt um ganz Bombay und Salsette.

Hart an der alten Mauer des halbzerfallenen Fort vom heiligen Georg ist der Bahnhof. Blicken wir von hier westwärts, so haben wir in geringer Entfernung das prächtige St. Xavier-Colleg vor uns, das mit seinem hohen Thurm weit über die umliegenden Gebäude hervorragt. Wir fahren nordwärts, und nach fünf Minuten sind wir in Byculla. Zu unserer Rechten, also östlich vom Bahnhofe und zwar ganz nahe, erhebt sich unser großes Pensionat und Waisenhaus (St. Mary's Institution), ein massives Gebäude mit einem achteckigen Thurm. Vor demselben steht die Anna-Kapelle, woran einer der Patres die Pfarrstelle versieht. Die Kapelle ist für die Bedürfnisse der Gläubigen wohl zehnmal zu klein; man ist deßhalb ernstlich mit der Sammlung von Beiträgen beschäftigt, um eine geräumige und schöne Kirche zu bauen. Dieser Kapelle gegenüber in einem gemietheten einstöckigen Hause ist zur Zeit das Noviziat der Mission, worin elf junge Männer für ihren hohen Beruf erzogen werden.

Nach einer weiteren Fahrt von etwa fünf Minuten sind wir in Parell. Zu unserer Rechten läßt sich ein prächtiger Palast erblicken, vor dem auf hoher Flaggenstange die englischen Farben uns begrüßen. Rings um denselben dehnt sich ein herrlicher Garten und Park aus; der Palast selbst liegt auf einer kleinen Anhöhe, zu der eine zierliche Steintreppe emporführt. Dieß ist jetzt die Residenz des Gouverneurs von Bombay, in alten Zeiten aber war es die Residenz der Jesuiten daselbst. Der untere Stock des jetzigen Palastes besteht aus zwei großen Sälen, die als Empfangs- und als Speisesaal dienen. Ehemals bildeten sie zusammen die Kirche der Jesuiten; noch kann man deutlich das Chor erkennen, in welchem der Hochaltar gestanden; auch erkennt man noch die Nischen für die Statuen der beiden Nebenaltäre. Das Stockwerk, welches über diesen Sälen resp. über dieser Kirche sich erhebt, wurde von der englisch-ostindischen Gesellschaft vor etwa hundert Jahren gebaut, sowie von ihr auch die meisten Nebengebäude herrühren. In dieser so profanirten Kirche werden jetzt große Staats-Diners gegeben, Staats-Bälle gehalten, feierliche (officielle) Visiten abgestattet. Der Prinz von Wales wohnte während seines Aufenthaltes in Bombay in diesem Palaste, und in der früheren Kirche empfing er die Besuche aller indischen Könige und Fürsten, welche seinetwegen nach Bombay zusammenströmten. Eigenthümliche Umwandlung!

Die Jesuiten besaßen dieses Haus, welches mit dem herumliegenden, auf mehrere Meilen sich erstreckenden Gebiete zum Collegium von Bandora gehörte, bis zum Jahre 1691. In diesem Jahre raubten die Engländer sowohl das Haus, als auch alle auf der Insel Bombay gelegenen Besitzungen der Patres, unter dem Vorwande, dieselben hätten bei der im vorhergehenden Jahre stattgefundenen Belagerung des Fort den Feind unterstützt, in Wirklichkeit aber, weil sie lüstern waren nach deren schönen Gärten und Feldern. Der beste Beweis für die Unschuld der Patres liegt wohl darin, daß man sie trotz des ihnen zur Last gelegten Verbrechens noch 29 Jahre in Bombay ruhig wohnen und arbeiten ließ, denn erst im Jahre 1720 wurden sie zugleich mit allen übrigen portugiesischen Ordensleuten und Priestern von der Insel vertrieben. Die Kirche und Residenz fielen zuerst in die Hände einer Parsi-Familie, von der sie die englische Regierung im Jahre 1765 zurückkaufte. Nachdem die vorhandenen Gebäulichkeiten durch Anbauten erweitert worden waren, wurden sie zur Residenz der Gouverneure von Bombay verwendet.

Einige hundert Schritte weiter steht ein anderes, zweistöckiges Gebäude, ganz einsam und malerisch zwischen hohen Kokospalmen und üppigen Gesträuchern versteckt. Es war früher zeitweise die Residenz der katholischen Bischöfe und apostolischen Vikare von Bombay. Jetzt ist es seit beinahe zwanzig Jahren ein Mädchenpensionat unter der Leitung der Klosterfrauen von Jesus und Maria, die gewöhnlich fünfzig bis sechzig Zöglinge aus den höheren Ständen unter ihrer Leitung haben. Augenblicklich wird am nördlichen Ende des Gebäudes eine große Kapelle angebaut, die nicht bloß für das Pensionat, sondern auch für die vielen, in den nahegelegenen Eisenbahnwerkstätten beschäftigten Katholiken dienen soll.

Nach sieben Minuten bringt uns der Zug an das nördlichste Ende der Insel Bombay zu einem Dörfchen, das den schönen Namen Sion führt. Dicht hinter dem Bahnhof erhebt sich ein anmuthiger, mit Bäumen bewachsener Hügel, an dessen nördlichem Ende ein alter Thurm, am vorderen oder südlichen hingegen eine Kapelle steht, welche Unserer lieben Frau vom guten Rathe geweiht ist. Fünfzig bis sechzig Stufen führen zu der reizend gelegenen Kapelle hinauf. Sie ist ziemlich alt, denn sie wurde von den Portugiesen erbaut, als sie noch Herren von Bombay waren. Es wohnt zwar jetzt kein Priester in der Nähe, doch wird hier zuweilen im Jahre die heilige Messe gelesen; namentlich im Mai pilgern die Waisen von Bandora gern am frühen Morgen hierhin. Dieses Dörfchen, das etwa 100 Katholiken zählen mag, gehörte früher unter die Jurisdiction des Apostolischen Vikars als Filiale der heiligen Michael-Kirche von Mahim; als aber letztere trotz des heldenmüthigen Widerstandes des hochwürdigsten Bischofes Dr. Hartmann an die damaligen Schismatiker verloren ging, theilte auch Sion das gleiche Schicksal; es gehören gegenwärtig beide der goanesischen Erzdiöcese an.

In den letzten zwei Jahren ist Sion wegen einer eigenthümlichen Erscheinung berühmt geworden. Neben der Kapelle wohnt seit dieser Zeit eine katholische Frau, welche von Heiden und Muselmännern und auch von einigen wenigen unwissenden Christen als Heilige betrachtet wird, in der That aber eher vom Teufel besessen zu sein scheint. Man nennt sie „die fastende Marianne“ oder auch „die heilige Marianne“. Ihre Geschichte ist kurz folgende: Marianne, die etwa vierzig Jahre alt sein mag, war früher Heidin und ist erst seit zehn oder elf Jahren getauft. Über ihren Lebenswandel vor oder nach der Taufe ist nichts Besonderes bekannt. Im Jahre 1872 wurde sie als eine arme, hilflose Person in das Armenhaus von Bandora aufgenommen, wo sie anfangs recht ordentlich sich aufführte, so lange man sie für eine gute, fromme Person hielt. Aber plötzlich änderte sich Alles. Marianne war eines Tages zur Kirche gegangen, um die heilige Communion zu empfangen; ihr Beichtvater aber, ein eingeborener Priester, erlaubte ihr dieß nicht. Hierüber auf's Äußerste erzürnt, soll sie in der Kirche mit lauter Stimme greuliche Verwünschungen gegen den Priester und andere ihr mißliebige Personen ausgestoßen haben. Dieser Auftritt bot die Veranlassung, daß man auf sie aufmerksamer wurde, und zum allgemeinen Erstaunen entdeckte man, daß sie nie aß oder trank. Um der Sache, die so ganz und gar unglaublich schien, sicher zu sein, wurde Marianne 10 Tage lang in einem separaten Zimmer auf's Sorgfältigste bei Tag und bei Nacht bewacht; aber während dieser ganzen Zeit nahm sie nie irgendwelche Speise oder auch nur einen Tropfen Wasser zu sich. Weil man sie für krank hielt, brachte man sie in das englische Spital, wo die berühmtesten englischen Ärzte von Bombay sie behandelten; allein auch diese wußten nichts mit ihr anzufangen. Mit Gewalt wurde ihr Speise eingepumpt, jedoch ihr Magen behielt dieselbe nicht; kurz, nach allen möglichen Versuchen, verzweifelten die Doctoren an dieser unerklärlichen Krankheit und schickten Marianne nach Bandora zurück. Sie mußte nun die Anstalt verlassen, that dieses jedoch nur unter den schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen ihre bisherigen Pflegerinnen. Diese Person nun wohnt in dem obgenannten Dörfchen Sion, wo ein Heide oder Muselmann ihr ein Häuschen gebaut hat. Von Nah und Fern strömen täglich Schaaren von Heiden und Muselmännern zu ihr, um Rath oder Hilfe in ihren Nöthen und Heilung ihrer Krankheiten zu erhalten. Stundenweit wird sie auf Wagen in das Innere der Insel Salsette gebracht, um Schwerkranke zu heilen. Wie weit ihre Kuren gelingen, wissen wir nicht; doch muß sie offenbar einigen, wenn auch nur scheinbaren Erfolg haben, da sonst der Zulauf zu ihr wohl nicht so lange andauern würde.

Wir verlassen jetzt die Insel Bombay, und eine Brücke führt uns über einen Meeresarm hinüber auf die Insel Salsette. Die erste Station auf der Insel bildet Kurla (eigentlich Korlem), ein ganz katholisches Dorf, welches seine Bekehrung den alten Jesuiten verdankt. Die Kirche ist dem heiligen Kreuze geweiht und wird, wie alle andere Kirchen Salsette's, von goanesischen Priestern besorgt.

Von der nächsten Station Bandup (Bandhoop) etwa dreiviertel Stunden landeinwärts liegt der künstlich von den Engländern angelegte Wihar-See (Vehar-Lake), von welchem aus Wasserleitungen die Brunnen Bombay's speisen. Es ist aber nicht meine Absicht, den drei Stunden im Umkreis messenden See mit seiner reizenden Umgebung, den rings sich erhebenden Bergen und den herrlichen Waldungen zu schildern; ich wollte Ihnen bloß die Stelle zeigen, wo früher die berühmte Jesuiten-Reduction, Heiligste Dreifaltigkeit (Santissima Trinidad) genannt, sich befunden hat. Tief unten im Thale, das jetzt vom Wasser des Sees ausgefüllt ist, stand seit uralter Zeit ein Götzenbild der indischen Dreifaltigkeit (Trimurti). Die Jesuiten kauften im Jahre 1556 das ganze herumliegende Gebiet und legten eine Kolonie an, die gerade so geleitet und regiert wurde, wie die Reductionen in Paraguay, und auch gerade so blühend und glücklich war wie jene. Der Götzentempel wurde zerstört und an dessen Stelle eine Kirche zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit erbaut, woher die ganze Kolonie den Namen erhielt. Die wasserreiche Gegend war ungemein fruchtbar, und die Kolonie war durch sorgfältige Bebauung des Bodens im Stande, alle Collegien und Residenzen der Gesellschaft auf der Insel Salsette und in Bazain mit dem nöthigen Reis und Getreide zu versehen. Es hielten sich gewöhnlich drei- bis vierhundert Kolonisten hier auf, auch war hier eine Ackerbauschule für Waisenknaben errichtet. Allein diese blühende Reduction wurde von den Mahratten im Jahre 1739 zerstört, und jetzt ist sogar jede Spur davon im Wasser verschwunden.

Doch nun kommen wir nach Tanna, der Hauptstadt der Insel Salsette; es liegt am östlichen Ende der Insel und ist nur durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande getrennt. Man fühlt sich nicht wenig enttäuscht, wenn man diesen in der Profan- und Missionsgeschichte einst so berühmten Boden betritt, und jetzt anstatt der mächtigen und reichen Stadt nur noch ein großes Dorf vorfindet. Eine lange Straße mit meist einstöckigen, unansehnlichen Häusern läuft von einem Ende des Ortes zum andern. Einiges alte und graue Gemäuer, das hie und da durch die Gärten oder zwischen den modernen Häuschen durchblickt, zwei halbzerfallene Thürme, die hart am Meeresrande stehen, lassen vermuthen, daß die Stadt einst bessere Zeiten gesehen hat. Und in der That war Tanna schon lange vor der christlichen Zeitrechnung und bis tief hinein in die christlichen Jahrhunderte der Mittelpunkt eines gewaltigen Reiches und die Residenz mächtiger Könige, welche ihre Herrschaft über den größten Theil des Küstenlandes ausdehnten. Im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts

wurde Tanna und das dazu gehörige Gebiet von den Kaisern von Delhi erobert und als Provinz Guzerat oder Kambay dem mongolischen Kaiserreiche einverleibt. — Im Jahre 1529 jedoch, unmittelbar nach der Eroberung und Zerstörung von Bazain, unterwarf sich Tanna freiwillig den Portugiesen, weil es fürchtete, durch einen erfolglosen Widerstand seine ungeheuren Reichthümer zu verlieren und seinen ausgedehnten Handel zu vernichten. Zweihundertundzehn Jahre blieb es in den Händen der Portugiesen, bis diese es im Jahre 1739 an die Mahratten verloren. Seit dem Beginne dieses Jahrhunderts aber gehört Tanna, Salsette und das umliegende Gebiet den Engländern und bildet einen Theil der Präsidentschaft Bombay. Tanna heißt zwar auch jetzt noch die Hauptstadt von Salsette, doch sind, wie schon gesagt, von seiner früheren Größe nur wenige Spuren mehr übrig geblieben. Von den neun oder zehn Kirchen, die es früher besaß, besteht nur noch eine einzige, von dem Collegium der Gesellschaft und den Klöstern der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner sind nur noch unkenntliche Ruinen vorhanden, und selbst diese fangen an zu verschwinden. — Die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa 9400 Seelen, von denen der größte Theil Katholiken sind. Der goanesische Generalvikar hat hier seinen Sitz. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Östliches Pe-tscheli. Der folgende Brief des hochw. P. Couvreur S. J. gibt zwar keine wichtigen Mittheilungen über die Fortschritte der Mission, allein er ist dennoch durchaus nicht ohne Interesse, da er uns einen kleinen Einblick gewährt in den Aberglauben der Chinesen. Zuweilen werden uns von neueren Reisenden und auch wohl von Missionären die Chinesen als ein Volk geschildert, das sich um Religion gar nicht kümmere, das vielmehr in das Irdische so versunken sei, daß es an Überirdisches gar nicht denke. Allerdings kann, wie es scheint, nicht geläugnet werden, daß das religiöse Element bei den heutigen Chinesen nicht so stark hervortritt, wie dieß nachweislich in früheren Zeiten der Fall war, und daß namentlich unter den Gelehrten der Indifferentismus vorherrscht. Allein dennoch würde man irren, wenn man die heutigen Chinesen im Großen und Ganzen der Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Religion beschuldigte; namentlich gegen das eigentliche Volk würde diese Anklage ganz unberechtigt sein. Die vielen Tausende von Chinesen, welche sich zur katholischen Kirche bekehrt haben und noch jährlich bekehren, zeigen wohl deutlich genug, daß das religiöse Leben durchaus nicht erstorben ist. Nicht weniger geht dieses aber auch aus den vielen religiösen Ceremonien hervor, denen sich die heidnischen Chinesen unterziehen. Zwar mögen diese sehr oft leere Formen ohne Inhalt sein, welche man aus althergebrachter Gewohnheit festhält, aber ebenso oft wenigstens werden sie aus der allerdings falschen Überzeugung von ihrem innern Werthe verrichtet. Beinahe jedes chinesische Haus hat Götzen am Ehrenplatz aufgestellt, jedes Dorf und jede Stadt haben ihre eigenen Götzen[1]; daher mag es wohl auch kommen, daß zuweilen Chinesen, die in einer fremden Stadt den dortigen Götzen keine Ehrfurcht bezeugen, von Unkundigen deßhalb als Religionsverächter betrachtet werden, während dieselben doch ihren eigenen Haus- oder Stadtgötzen Verehrung und Opfer nicht versagen. Endlich ist auch der in China so stark als irgendwo auftretende Aberglaube ein Beweis, daß die Chinesen keineswegs bloß an Irdisches glauben. Wir hoffen, bei einer späteren Gelegenheit Ausführlicheres über diesen Gegenstand und die in China herrschenden Religionssysteme zu bringen.

„Letzten Sommer ist der gewöhnliche Regen ausgeblieben, während des ganzen August sind kaum ein paar Tropfen gefallen, und so ist unsere Septemberernte, die Haupternte des Jahres, stark gefährdet. Fast Jedermann in China sieht solche Heimsuchungen für das an, was sie sind, für Strafgerichte des Himmels, und so betet jetzt hier Alles, Heiden wie Christen, um Regen. Unsere Christen beten mit großem Eifer, und auch die Heiden in ihrer Weise. Da die Demuth nicht eben deren Haupttugend ist, so sieht man manche, die ihre Andachtsübungen unter großem Gepränge verrichten.

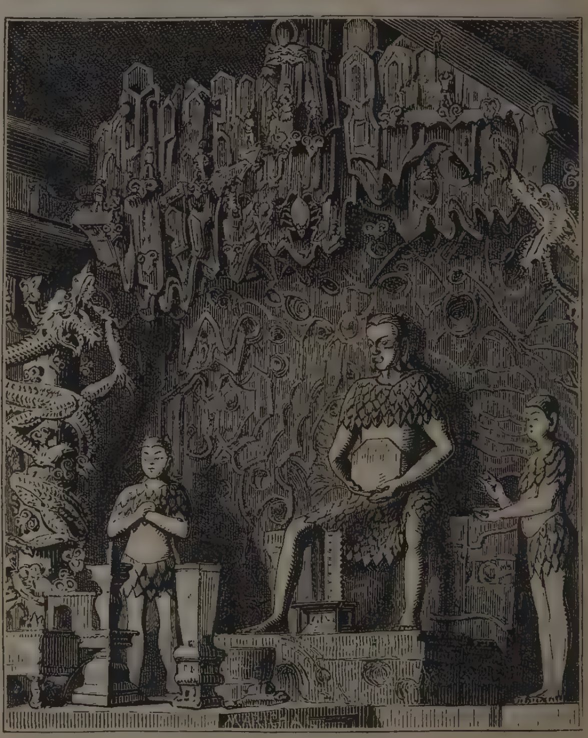
Da residirt z. B. unweit von hier ein Mandarin, dem der boshafte Ruf nachgeht, wo er sich aufhalte, da regne es niemals; er hat davon den Spitznamen ‚der trockene Mandarin'. Schon wiederholt hat er seinen Posten gewechselt, doch niemals konnte er dieses kästigen Leumundes los werden. Was thut er jetzt? Um dem ihm untergebenen Volke eine bessere Meinung von sich beizubringen, erschöpft er sich in auffälligen Übungen der Andacht. Umsonst war bisher all' sein Fasten und Beten; kein Tropfen Regen wollte vom Himmel fallen. Jetzt hat er in seiner Wohnung 24 mit Wasser gefüllte Krüge aufstellen lassen; 24 fromme Weiber müssen täglich heilige Sprüche absingen, indem sie die Krüge umkreisen. Letzthin legte er eine öffentliche Beichte ab, in welcher er laut seinen Sünden die Schuld an der allgemeinen Plage zuschrieb. Zur Strafe schloß er sich 24 Stunden lang in das Gefängniß für Missethäter ein, theilte ihre ekelhafte Kost und trug wie sie den Halsblock. Seither hat er in Erfahrung gebracht, daß in einer 20—30 Meilen von seiner Residenz entfernten Pagode gewisse Münzen pilzartig aus dem Boden hervorsproßten, welche die Kraft hätten, den Regen anzuziehen. Gleich schickt er Leute ab, die ihm von dem Wunderkraute holen sollten. Das Ganze ist natürlich weiter nichts als eine Posse, welche die Bonzen der Pagode dem leichtgläubigen Volke spielen. Da finden sich in der That Münzen mit allerlei Inschriften: die lautet auf Regen, eine andere auf schön Wetter, wie es der Andächtige gerade haben will. — Die Landleute durchziehen in Prozessionen

[1] Abbildungen chinesischer Götzen sind noch wenige in Europa bekannt; die Bilder, welche wir heute bringen, verdanken wir der Güte des hochw. P. Delemasure aus der Lazaristen-Congregation. „Ich habe," schreibt er, „eine der Pagoden von Swen-hoa-fu, drei Tagereisen nördlich von Peking, besuchen dürfen und dort mit eigenen Augen einige der abscheulichen chinesischen Götzen gesehen. Ihre Leser werden aus den beifolgenden Photographien sich ein Urtheil über dieselben bilden können; es werden wohl die ersten Photographien sein, die in einer Pagode selbst aufgenommen wurden." Das erste Bild stellt den Herrscher der Erde dar, zu seiner Rechten steht Wen, der Gott der Krieger, zu seiner Linken Wu, der Gott der Gelehrten. Das zweite Bild zeigt den Herrscher des Himmels, der vor sich das Fakua oder heilige Achteck des Fuhi Fuhi hält. (Über das Kua und die darauf befindliche Linienschrift vgl. 1876, S. 142.) Das dritte Bild endlich gibt einige Personen der himmlischen Hofhaltung, nämlich die Musikerinnen mit ihren verschiedenen Instrumenten.

die Straßen und bitten um Regen. Dabei tragen sie die Bildnisse ihrer Götzen mit herum. Läßt die Erhörung gar zu lange auf sich warten, dann werfen sie den Götzen in eine Pfütze, ziehen ihn durch den Koth und thun ihm allen erdenklichen Schimpf an — um ihn mürbe zu machen. Die schlimmsten Tage hat dabei der sogenannte ‚Regendrache'; er gilt für den Herrn der Wolken, er kann sie sammeln und zerstreuen, sie am Himmel zurückbehalten oder als Regen auf die Erde niederfallen lassen: man sucht ihn mit allen Mitteln umzustimmen. O, daß diese armen Menschen doch einsähen, wie lächerlich und nutzlos all' diese Possen sind, und worin die wahre, einzig wirksame Andacht besteht!

Der Christen kommen leider auf je Tausende Einer, Bekehrungen sind gottlob nicht allzu selten. Letzthin zeigte uns ein Missionär eine Statuette aus vergoldeter Bronze, die sorgfältig in einer zierlichen Schachtel eingeschlossen war. Sie rührte von einer Person her, welche dieselbe 30 ganze Jahre getragen und während dieser ganzen Zeit sich des Genusses von Fleisch und Zwiebeln gewissenhaft enthalten hatte: jetzt hatte sie dieselbe abgegeben und verlangte die heilige Taufe. Selbst unter den Heiden begegnet man zuweilen Zügen natürlicher Tugend und Rechtschaffenheit, welche die Europäer um so mehr in Erstaunen setzen, als sie meistens von den Chinesen eine viel zu ungünstige Meinung haben. Letztes Jahr hatte sich einer unserer Christen ein Sümmchen Sapeken zusammengespart, für ihn ein wahrer Schatz. Da er denselben im eigenen Hause nicht sicher genug glaubte, so entschloß er sich, ihn einem heidnischen Verwandten anzuvertrauen, in dessen Händen er besser

Dschen-Hoang, der Beherrscher der Erde.



Tien-Hoang, der Beherrscher des Himmels.

Chinesische Götzen.

vor Räubern gesichert war. Dieser hatte sein eigenes Geld auf dem Boden großer mit Getreide gefüllter Gefäße versteckt, und verbarg das Geld seines Freundes in eben solchen Gefäßen. Eines Morgens gewahrt er beim Erwachen ein großes Loch in der Mauer, durch welches Räuber eingebrochen waren und sich die Getreidegefäße mit seinen Sapeken angeeignet, diejenigen mit den Sapeken des Christen dagegen zurückgelassen hatten. Die Versuchung, sich an dem Gelde des Freundes schadlos zu halten, ihn wenigstens einen Theil des Verlustes tragen zu lassen, lag nahe; wer hätte die Unredlichkeit an's Licht bringen können? Aber ganz anders handelte unser Chinese; er begab sich sofort zu seinem Freunde, erzählte ihm treuherzig das Vorgefallene und schloß mit der Aufforderung: ‚Deine Sapeken sind, wie du siehst, bei mir nicht sicher; jetzt komme und hole sie wieder fort, es fehlt daran auch nicht ein Stück.'"

Ostindien.

Pondichery. Betrübende Nachrichten über eine drohende Hungersnoth, welche auch auf die Ausbreitung des Evangeliums nicht ohne ungünstigen Einfluß bleiben wird, kommen uns aus Pondichery zu. Msgr. Laouënan schreibt am 21. December 1876 an den hochw. H. Delpech, einen der Obern des Pariser Missionsseminars:

Aus den letzten Briefen, die Sie aus unserem Vikariate empfangen haben, ersahen Sie, daß wir von Hungersnoth bedroht waren: seither ist dieselbe leider eingetreten, und ich möchte Ihnen heute einige Einzelheiten über dieselbe mittheilen.

Bereits vergangenes Jahr war der Winterregen, welcher

auf der Ostküste Vorderindiens regelmäßig vom 15. October bis zum 15. December eintritt, in vielen Bezirken nur sehr spärlich gefallen. Die Ernte war zwar noch eine mittelmäßige, aber die Teiche, Brunnen und sonstigen Wasserbehälter konnten nicht ausreichend gespeist werden. Da in diesem Jahr der Regen noch spärlicher fiel, so wurde die Lage bedenklich. Noch hoffte man auf ausgiebigen Winterregen; aber vom Flusse Godavery bis zum Cap Comorin blieb derselbe im Innern ganz aus und fiel an der Küste nur in ganz unzureichendem Maße. Nördlich vom Godavery, namentlich in Wisagapatam und dessen Umgegend, kündete sich der Winter durch einen von Wolkenbrüchen begleiteten Drehsturm an, welcher die Dämme der Teiche zerstörte, Häuser und Dörfer fortschwemmte und unberechenbare Verwüstungen anrichtete. Etwas später, während der Nacht vom 31. October auf den 1. November, wüthete ein noch schrecklicherer Orkan an der Spitze des bengalischen Meerbusens, im Mündungsgebiete des Ganges und des Brahmaputra, verheerte weithin die Küste, schleuderte ungeheure Wassermassen über die Niederungen hin und vernichtete in kürzester Zeit mehr als 200,000 Menschenleben.

Während dergestalt übermäßiger Regen das nördliche Indien überschwemmte, blieb derselbe im Süden fast gänzlich aus. Wegen Mangels an Wasser mußte in manchen Gegenden die Aussaat unterbleiben; wo man sie dennoch vornahm, verdorrten die Saaten in Bälde. In dem sonst so wasserreichen Flußgebiet des Cavery sind fast alle Wasseradern vertrocknet. So herrscht denn gegenwärtig in meinem ganzen Vikariate eine Hungersnoth, die selbst der Regen, wenn er nachträglich einträte, nicht mehr zu lindern vermöchte; denn erst nach Verlauf von 5—6 Monaten könnten seine wohlthätigen Wirkungen zu Tage treten.

Die englische — und auf den wenigen ihr zugehörigen Punkten auch die französische — Regierung suchen nach bestem Vermögen dem Elende zu steuern, indem sie unter großen Unkosten öffentliche Arbeiten unternehmen und so den ärmeren Klassen eine Gelegenheit verschaffen, sich ihr Brod zu verdienen; deßgleichen begünstigen sie in jeder Weise die Getreideeinfuhr. Auch die Nächstenliebe ist, namentlich in den Städten, rastlos thätig: Comités zur Austheilung von Lebensmitteln haben sich gebildet, Privatleute spenden namhafte Almosen, überall bekundet sich ein reger, äußerst wohlthuender Wetteifer in Unterstützung der Unglücklichen. Aber all' diese Bemühungen, diese Opfer, diese Liebe mildern bloß das Elend, beseitigen es aber nicht: sie kommen dem noch arbeitsfähigen, im Umkreise der Städte wohnhaften Theile der Bevölkerung zu Gute. Auf dem Lande herrscht dagegen ungeschwächt die Hungersnoth; denn dorthin gelangen die eingeführten Vorräthe nicht, die Thätigkeit der Hilfscomités reicht nicht so weit; auch werden dort keine öffentlichen Bauten ausgeführt, und wer hilft erst der Menge von Greisen, Kranken, Weibern, Kindern, denen die vom Staate getroffenen Maßregeln doch nicht zu Gute kommen?

Alle Briefe, die ich von meinen Mitarbeitern aus dem Innern des Landes empfangen, enthalten die nämlichen Hilferufe. An vielen Orten ist selbst für Geld kein Getreide mehr zu haben: man ist gezwungen, sich von mitunter giftigen Wurzeln zu nähren, von Blättern und Baumrinde, die man mit etwas Salz kocht. Das ist eine Nahrung, die den Hunger mehr täuscht als stillt; zudem erzeugt sie Krankheiten, als: Dyssenterie, Blutfluß, Cholera. Letztere Seuche ist bereits an verschiedenen Punkten aufgetreten und dürfte leicht allgemein werden. In größter Anzahl werden die Säuglinge dahingerafft, da die Mütter durch unzureichende Nahrung entkräftet sind. Der hochwürdige Herr Ligeon erzählte mir kürzlich, wie eine Heidin, indem sie ihm ihre beiden Kinder übergab, damit er sie taufe und ernähre, jammerte und klagte, sie habe nicht früher davon gehört, daß er sich der verhungernden Kinder annehme, sonst hätte sie ihm auch ihren Säugling gebracht, der vor wenigen Tagen verschmachtet sei.



Chinesische Götzen: Die himmlischen Musikantinnen.

Ein weiteres Übel, dem allein Gottes Vorsehung abzuhelfen im Stande ist, besteht in dem täglich mehr fühlbar werdenden Mangel an Trinkwasser. Teiche und Wasserbehälter sind ausgetrocknet: dauert die Dürre noch einige Monate, so ist die Plage eine allgemeine. Die Viehweiden verdorren, bald dürften auch die Heerden verschmachten. Das wäre ein harter Schlag: denn enthalten sich auch in Indien die Leute aus besseren Kasten des Kuhfleisches, so ist doch der Genuß von Milch und Butter allgemein verbreitet; auch kann man der Ochsen und Büffel für den Ackerbau nicht entrathen.

Eine unvermeidliche Folge all dieser Heimsuchungen ist das Umsichgreifen des Räuberwesens: es bilden sich bewaffnete Banden, dacoity genannt. Dank dem energischen Vorgehen der Regierung war dieser Unfug bereits stark im Abnehmen begriffen, ja beinahe verschwunden, aber in Folge der Hungersnoth nimmt er jetzt wieder eine schreckenerregende Ausdehnung an. Gewisse Provinzen sind von Banden überschwemmt, welche die Dörfer überfallen und plündern, die Reisenden und die mit Getreide beladenen Fuhrwerke ausrauben, Empörungen anzetteln, um in der Verwirrung die Vorrathsgebäude zu leeren, und allenthalben Furcht und Schrecken verbreiten. Die hochwürdigen Herren Thirion und Teyssèdre wurden des Nachts im Presbyterium zu Corilur-Dharmabury angegriffen; da sie aber auf ihrer Hut waren, gelang es ihnen, die Räuber zu verjagen, die sich nun auf die benachbarten Dörfer warfen. Täglich greift die Polizei eine Menge solcher Leute auf, so daß man sie kaum noch unterzubringen weiß. Die Meisten, die sich also einfangen lassen, dürften hiebei wohl keine andere Absicht haben, als eben in's Gefängniß zu kommen: für ihren Unterhalt ist da wenigstens gesorgt. In diesem Sinne schrieb der Oberaufseher eines der Hauptgefängnisse im Innern an die Regierung, die Thore des Gefängnisses geschlossen zu halten, sei von Wichtigkeit, viel mehr um die draußen Weilenden am Eintritte, als um die Insassen an der Flucht zu hindern; und die Geschworenen einer Provinz glaubten die ihnen vorgeführten Diebe nicht wirksamer strafen zu können, als indem sie dieselben freisprachen.

Das ist unsere augenblickliche Lage. Wie wird sie nach einigen Monaten beschaffen sein? Gott allein weiß es: aller Wahrscheinlichkeit nach gräßlich. Die Regenzeit ist vorbei, die Witterung ist frisch, ein Anzeichen andauernder Trockenheit. Wenn sich Gott unser nicht erbarmt, so steht für uns vor April oder Juni kein Regen zu erwarten, und dann erreicht das Elend den höchsten Grad. Gottes Wille gehe in Allem in Erfüllung und sei gepriesen!

In allen diesen Heimsuchungen haben sich die Lasten der Mission in erschreckender Weise vervielfältigt. Zuerst müssen wir der Noth der Missionäre selbst steuern und sie irgendwie in den Stand setzen, ihrer nächsten Umgebung und den von ihnen geleiteten Anstalten zu Hilfe zu kommen. Dann muß man auch nach Kräften den Heiden helfen, die sich jetzt in Menge an die Missionäre wenden. Ich könnte Briefe von jedem einzelnen meiner Missionäre aufweisen, in welchen sie mir anzeigen, daß Hunderte von Heiden sie belagern und zugleich mit der heiligen Taufe sie um Brod bitten. Herr Fourcade in Alladhy hat seit letztem September ungefähr 650 Neophyten getauft und noch bleiben ihm einige tausend Katechumenen; P. Arulmarianader hat zu Wikrawandy mehr als 700 Katechumenen getauft, und noch sind ihm deren 300—400 übrig; Herr Darras zählt deren 200 zu Wellantanguell und eben so viele die Herren Thirion zu Covilur-Dharmabury und Brisard zu Salem. Die genaue Zahl der Katechumenen, welche die übrigen Missionäre aufzuweisen haben, vermag ich noch nicht anzugeben.

Dieser Zulauf hat mich, ich will es gestehen, im ersten Augenblicke erschreckt; ich fragte mich, ob es nicht weiser sein würde, unsere ohnehin beschränkten Hilfsmittel zu schonen. Aber bald schämte ich mich meiner Engherzigkeit und entschloß mich, unter der Zustimmung meiner Mitarbeiter, wenn nöthig, alles was wir haben, hinzuopfern, um ja die Absichten Gottes nicht zu durchkreuzen. Ich richtete ein Rundschreiben an alle Priester meines Vikariates. Ich hege die Zuversicht, daß uns die göttliche Vorsehung, die uns gerade in dieser so harten Züchtigung eine Gelegenheit zur Ausbreitung des Reiches Jesu Christi bietet, wie bisher zu Hilfe kommen und uns die Mittel an die Hand geben wird, um allen Lasten, die sie uns auflegt, zu genügen.

Ich beschwöre Euer Hochwürden, Ihren Einfluß zu unseren Gunsten, oder richtiger zu Gunsten der Tausende von Katechumenen, die die heilige Taufe verlangen und noch verlangen werden, geltend zu machen und die Liebe und Großmuth aller derjenigen für uns in Anspruch zu nehmen, die uns zu unterstützen im Stande sind.

P. S. — 29. December. — Seit ich Vorstehendes geschrieben, haben wir drei Regentage gehabt. In der Ebene von Tandschaur und im Becken des Cavery war der Regen überaus reichlich, und ist für jene Distrikte wenigstens die Ernte gesichert. Aber nördlich vom Cavery fiel nur ein leichter Regen und reichte nicht weiter als 25 englische Meilen in das Innere. In Madras regnete es noch weniger, in Bangalur und dem ganzen Bergland aber gar nicht: die allgemeine Lage ist sich demnach gleich geblieben.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Mission unter den Negern. Daß das englische Missionsseminar von Mill Hill bei London seine Zöglinge hauptsächlich für die Mission unter den Negern der Ver. Staaten ausbildet, wissen unsere Leser. (Vgl. 1875, S. 1 ff.) Aber auch andere Genossenschaften betheiligen sich eifrig und erfolgreich an dieser schönen und wichtigen Arbeit. Der Wahrheitsfreund vom 6. Januar d. J. theilt folgenden Bericht des hochw. P. V. Putten S. J. aus Cincinnati über seine Wirksamkeit unter den Negern mit. Der Bericht ist an die Mitglieder des „Peter-Claver-Vereines“ gerichtet, welcher vom P. Weninger S. J. speciell für die Beförderung der Negermission gegründet wurde; er lautet:

„Wie es den Herren Mitgliedern des Vereins bekannt ist, so begann die Wirksamkeit desselben anfänglich in einem kleinen Gebäude an der Longworth-Straße. Es befand sich in Cincinnati damals nur eine Handvoll katholischer Neger, und diese alle insgesammt gehörten zur ärmsten Arbeiterklasse. Welch einen Einfluß die Sklaverei des Südens und die vernachläßigte Erziehung auf den moralischen Zustand der Neger ausgeübt, ist mehr als zur Genüge bekannt. Nebenbei legte selbstverständlich religiöser Fanatismus der den vielen verschiedenen Sekten angehörigen Farbigen dem Unternehmen große Hindernisse in den Weg. Das bedeutendste Hinderniß jedoch lag und liegt in dem politischen Vorurtheil, das unter der farbigen Rasse weit verbreitet ist, als seien alle Katholiken Demokraten, und alle Demokraten feindlich gegen die farbige Rasse gesinnt.

Nichtsdestoweniger schritt das Werk langsam vorwärts, und im Jahre 1873 übersiedelte die Gemeinde in das Lokal der St. Anna-Kirche in die Neustraße, welches käuflich von einer methodistischen Negergemeinde erworben wurde. P. Hoecken, der vom Anfange her die Gemeinde mit regstem Eifer leitete, wurde kränklich. Dieß veranlaßte den Oberen des St. Xaviers-College, an seiner Statt den hochw. P. Bronsgeest zum Seelsorger der St. Anna-Negergemeinde zu ernennen. Derselbe begann das Werk mit jugendlicher Energie und setzte es mit einem denkwürdigen Erfolge fort. Seit November 1873 bis September 1876 taufte er 121 erwachsene Neger und 90 Kinder

von protestantischen Eltern; P. Hoecken hatte während seiner Administration 115 Erwachsene und 59 Kinder von protestantischen Eltern getauft; ich selbst seit September 1876 taufte 18 Erwachsene und 11 Kinder. Daraus ergibt sich die nicht unbedeutende Zahl von 254 Erwachsenen und 141 Kindern. Wer sollte dafür nicht den Herrn loben und danken!

Was das religiöse Leben der St. Anna-Negergemeinde betrifft, so besitzt dieselbe ein nettes Gotteshaus und versammelt sich in demselben alle Sonn- und Feiertage.

Es bestehen daselbst zwei Bruderschaften und ein Unterstützungsverein zur Hebung und Förderung des religiösen Lebens der Gemeinde. Die erste Bruderschaft, noch von P. Hoecken gestiftet, ist die Bruderschaft vom guten Tode. Die Mitglieder derselben nahen sich jeden dritten Sonntag im Monate dem Tische des Herrn. Die zweite Bruderschaft ist die vom heiligsten Herzen Jesu, gestiftet von P. Bronsgeest. Die Mitglieder derselben empfangen jeden ersten Sonntag im Monat die heilige Communion. Endlich ist auch eine Unterstützungs-Society zur Hilfe für die Kranken und für das Begräbniß von Verstorbenen aus der Gemeinde zu erwähnen.

Das wichtigste und einflußreichste Feld für die Wirksamkeit des Vereins ist aber die Schule. Es befinden sich nämlich im Erdgeschoß des Vereinsgebäudes vier Schulzimmer, zwei für die Knaben und zwei für die Mädchen. Die Mädchenschule wird von den vortrefflichen Schwestern von Notre-Dame geleitet. Für die Knaben sind zwei weltliche Lehrerinnen angestellt. Seit September wurden über 100 Kinder aufgenommen, was in Betracht des Umstandes, daß die Gemeinde in der ganzen Stadt zerstreut wohnt, immerhin ein bedeutender Zuwachs ist. Der Fortschritt der Kinder, die englisch und deutsch unterrichtet werden, ist ausgezeichnet. Cincinnati hat sich dessen schon oft bei den Exhibitionen in der Mozart-Halle überzeugt."

Diesem Berichte fügten die Direktoren des Vereines einen Aufruf bei, den wir ebenfalls mittheilen, da er vielleicht dem einen oder andern Leser den heilsamen Gedanken einflößen wird, sich auch an diesem Vereine und seiner schönen Aufgabe zu betheiligen:

„Vorliegender Bericht beweist, welch ein wichtiges Werk P. Weninger in Angriff nahm, als er den Peter-Claver-Verein in's Leben rief. Ein Werk, welches das hiesige St. Xaviers-College und die guten Schwestern von Notre-Dame so großmüthig dadurch unterstützen, daß sie für Priester und Lehrerinnen, und das unentgeltlich, sorgten.

Dieser Erfolg hat noch eine andere wichtige Tragweite. Er gibt uns nämlich Gelegenheit, alle unsere geehrten Mitbürger freundlichst einzuladen, diesem Verein in Masse beizutreten. Er gibt aber zugleich auch einen heilsamen Wink, für die Katholiken der Ver. Staaten überhaupt, daraus zu entnehmen, wie viel Gutes für das Wohl der Neger und namentlich für die Erziehung der Jugend derselben geschehen könnte, wenn in allen Städten und Gemeinden alle Katholiken sich diesem höchst löblichen Vereine anschließen würden. Wer dem Hochwürdigen General-Vikar P. Otto Jair, O. S. F., St. Johannes-Kirche, Ecke Green- und Bremen-Str. dahier, $ 1. übergibt, wird Mitglied des Vereins und nimmt Antheil an den geistlichen Gnaden und Ablässen, die Papst Pius IX. demselben verliehen, und an einer heiligen Messe, die wöchentlich für die lebendigen und abgestorbenen Mitglieder zu Ehren der hl. Mutter Anna gelesen wird. Wer aber hier in Cincinnati monatlich 25 Cents beiträgt, wird ein bleibender Wohlthäter des Vereins, gehört zu dem leitenden Theil desselben und besitzt das Stimmrecht. Mögen alle einigermaßen bemittelten Katholiken von Cincinnati demselben sich anschließen. Der Herr wird es ihnen reichlich lohnen."

Miscellen.

Statistisches. Nach dem Madras Catholic Directory für 1877 stellen wir folgende Übersicht über die Zahl der katholischen Missionäre und Gläubigen in den apostolischen Vikariaten China's zusammen. Die Zahl neben dem Namen des Vikariates bezeichnet das Jahr der Gründung.

Vikariat.	Anvertraut den	Europäische Missionäre.	Einheimische Priester.	Seelenzahl.
Fokien (1685)	Dominikanern	16	10	40,000
Schan-tong (1839) .	Franziskanern (Minoriten)	11	9	10,000
Kiang-nan (1840) . .	Jesuiten	76	8	88,869
Yün-nan (1841) . . .	Priestern der Pariser Congreg. der ausw. Missionen	13	8	8,500
Schansi (1843) . . .	Franziskanern (Minoriten)	6	17	18,000
Schensi (1843). . . .	„ (Observanten)	6	15	20,000
Honan (1844)	Priestern der Mailänder Congreg. der ausw. Missionen	8	4	3,000
Kiangsi (1845). . . .	Lazaristen	4	10	16,000
Tschekiang (1845) . .	„	3	6	3,000
Kuei-tscheu (1846) . .	Priestern der Pariser Congr.	23	2	10,000
Ost-Petschell (1856) .	Jesuiten	26	2	23,734
Nord-Petscheli (1856)	Lazaristen	14	12	28,000
West-Petscheli (1856)	Lazaristen	6	13	24,000
Ost-Hupe (1856). . .	Franziskanern (Reformaten)	10	—	18,000
Hunan (1856)	„ (Observanten)	3	5	2,000
Kuang-tong u. Kuang-si (1856)	Priestern der Pariser Congr.	31	2	15,784
West-Setschuen (1858)	„ „	20	33	35,000
Ost-Setschuen (1858)	„ „	29	34	38,000
Süd-Setschuen (1858)	„ „	18	8	17,000
Nord-Hupe (1870) . .	Franziskanern (Reformaten)	?	?	?
West-Hupe (1870) . .	„	?	?	?
Hongkong (1874) . .	Priestern d. Mailänder Congr.	5	5	5,000

Somit leben in 22 apostolischen Vikariaten 423,887 katholische Chinesen unter 328 europäischen Missionären und 203 einheimischen Priestern. Da die Gesammtbevölkerung des eigentlichen China nach den besten Schätzungen sich auf etwa 405,000,000 beläuft, so kommt also erst auf 1000 Chinesen ein Katholik. Bedeutend günstiger stellt sich das Verhältniß im annamitischen Reiche, d. h. in Tongkin und Cochinchina. Nach dem Madras Directory können wir nämlich folgende Tabelle zusammenstellen.

Vikariat.	Anvertraut den	Europäische Missionäre.	Einheimische Priester.	Seelenzahl.
West-Cochinchina . . .	Priestern der Pariser Congreg.	41	18	38,500
Ost-Cochinchina . . .	„ „	14	20	31,459
Nord-Cochinchina . .	„ „	8	37	25,187
Ost-Tongkin	Dominikanern	5	29	50,000
Central-Tongkin . . .	„	6	23	155,435
West-Tongkin	Priestern der Pariser Congreg.	28	83	140,000
Süd-Tongkin	„ „	12	45	70,000

Also in 7 Vikariaten 510,581 Katholiken mit 114 europäischen Missionären und 255 einheimischen Priestern. Das annamitische Reich enthält mit dem französischen Cochinchina zusammen etwa 12,000,000 Einwohner, so daß schon auf 100 Annamiten 4 Katholiken kommen.

Rechnen wir jetzt noch Japan und Korea mit je 20,000, die Mongolei mit 5000, die Mandschurei mit 8672, Tibet mit 9300 und Kambodscha mit 10,000 Neubekehrten hinzu, sowie Vorder- und Hinterindien mit 1,535,000, die Sundainseln mit etwa 30,000 und die Philippinen mit mehr als 3 Millionen Katholiken, so dürfen wir die Zahl der Mitglieder der katholischen Kirche in Ost-Asien auf $5^1/_2$ bis 6 Millionen veranschlagen.

Für Missionszwecke.

Mark.

Für die dürftigsten Missionsposten:
- Von N. N.: „Seliger ist geben, als empfangen" . . . . . 1715.—
- Von Pfr. Strobel in Thalheim 54.85

Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:
- Durch Dompräb. K. Mayer in Freiburg . . . . 26.—
- Von Johanna Lorch in Jefferson, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo. 7.60
- Von Valentin Klobus in Bojsko fl. 4. ö. W. und 1 Dukaten nebst Versehbursa: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn, daß er Arbeiter sende" . . . 15.33
- Durch Stadtkaplan Schneid in Beilngries . . . . 73.—
- Von H. M. in Aachen . . . . 5.—
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—
- Von Jos. Happ, Pfr. in Szaboles . . . . fl. 10. 16.57
- Aus Munzingen . . . . 20.—
- Aus Niederrimsingen durch Kaplan Kutz in Munzingen . . 20.—
- Aus Vorsum in Hannover . . . . 10.—
- Aus Tost . . . . 25.—
- B. H. in Castl, Erlös eines Maiblümchens . . . . . . 11 —
- Durch Coop. Schnabel in Holzkirchen 60.70
- Von N. N. durch Gebr. Räber in Luzern . . . . Fr. 10. 8.—
- Von B. Hanotte und Agnes Maube in Bürvenich . . . . 12.—
- Von einem ungenannten gesperrten Pfarrer der Erzdiöcese Köln 300.—
- Durch M. W. in Riedlingen . . . . 40.—
- Von C. K. in O. (Oberbaiern) . . . . 20.—

Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:
- Von H. M. in Aachen . . . . 5.—
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die Sklavenkinder in Persien:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 60.—
- Von W. Riedl, Presb. commor. in Neuburg a. D. . . . 5.—
- Von Pfr. Strobel in Thalheim . . . . 50.—

Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für den Kindheit-Jesu-Verein:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die Mission in Japan:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Mark.
- Von C. Fries in Bendorf . . . . 9.—
- Aus Düren . . . . 300.—

Für die Mission in China:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—
- Von K. A. H. A. . . . . 4.—
- Von Hermann Gr. Stainlein in Rom . . . . 100.—

Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:
- Von H. M. in Aachen . . . . 5.—
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für arme römisch-katholische Priester in Persien:
- Zur Persolvirung von 45 hl. Messen von Pfr. Kosciewski in Barlozno . . . . 45.—

Für die Missionsstation Beirut:
- Durch Dekan Schnell in Haigerloch . . . . 5.—

Für die nothleidenden Priester des Libanon:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 100.—
- Von Pfr. Strobel in Thalheim . . . . 50.—

Für die Aussätzigen auf Madagascar:
- Von H. M. in Aachen . . . . 5.—
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für P. Horner in Sansibar:
- Aus Feldkirch durch P. Meyer S. J. zum Loskauf von 5 Negerknaben . . . . Fr. 125. 100.—
- Von dem Pfarramt Hochdorf durch Gebrüder Räber in Luzern . . . . Fr. 200. 161.22
- Von Max Reis in Trier . . . . 21.—

Für die Mission in Centralafrika:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die Missionsstation El Obeid in Kordofan:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die in Sibirien nothleidenden Priester:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—

Für die Mission in Lappland:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 20.—

Für den Franciscus-Xaverius-Verein:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—
- Durch B. Herder in St. Louis, Mo.: „Heiliger Franciscus Xaverius, bitt für uns!" 18.75
- Von Pfarrer Limbourg in Schwarzenholz . . . . 10.—

Für den St. Bonifacius-Verein:
- Aus der Pfarrei Klopschen, Gott segne es! . . . . . . 30.—
- Durch M. A. in Rottweil . . . . 33.—

Für den St. Raphaelsverein für die verlassenen deutschen katholischen Auswanderer in Sao Bento (Brasilien):
- Von M. A. in Rottweil . . . . 10.—

Für verschiedene Zwecke:
- Von J. H. durch B. Herder in St. Louis, Mo. 4.50
- Von O. M. Schnurrer in Notre-Dame, Ind., durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . . . 12.—
- Von J. B. in Köln . . . . 6.—
- Aus bair. Schwaben . . . . 10.—
- Von K. A. H. A. . . . . 5.—
- Von Dr. F. Heiß in Prag (2 Dukaten und 2 Mark) . . . 21.20
- Von Pfr. J. Remlein in Glött . . . . 5.—
- Von Pfr. Kinzinger in Klepsau . . . . 45.—
- Von R. H. in Ravensburg . . . . 2.—
- Von J. M. K. 53.60
- Von Pfr. Limbourg in Schwarzenholz . . . . 10.—
- Aus Meran 8.57
- Durch J. N. in K. . . . . 30.—
- Durch M. A. in Rottweil . . . . 7.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.